

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 2 • 2014

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).
Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Stephan Lessenich, E-Mail: stephan.lessenich@uni-jena.de.
Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,
Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,
E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.
Schatzmeisterin: Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,
Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,
D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,
Tel.: 0231/ 755 7135 Fax: 0231/755 6509.
Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.sozioologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de
Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer
Programmleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi
Abonnenen- und Anzeigenbetreuung:
Steffen Schickling, 0 69/97 65 16-812, schickling@campus.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:
Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat (print + online) 70 €;
Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 €;
Jahresabonnement Studenten/Emeriti (print + online) 30 €.
Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2014

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH
ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	121
-----------------	-----

Identität und Interdisziplinarität

Klaus Lichtblau

Ein vergessener soziologischer Klassiker	123
--	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Frank Meier, Uwe Schimank

Cluster-Building and the Transformation of the University	139
---	-----

Stefan Kühl

Wie kombiniert man Wahlfreiheit für Studierende mit der Bildung von Profilen	167
---	-----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	174
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektionen</i> Arbeits- und Industriesoziologie und Wissenschafts- und Technikforschung	176
--	-----

<i>Sektion</i> Land- und Agrarsoziologie	180
--	-----

<i>Sektionen</i> Politische Soziologie und Wirtschaftssoziologie	184
--	-----

<i>Sektion</i> Professionssoziologie	188
--	-----

<i>Sektion</i> Religionssoziologie	193
--	-----

<i>Sektion</i> Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse	196
---	-----

<i>Sektion</i> Soziologie der Kindheit	201
--	-----

<i>Sektionen</i> Soziologie des Körpers und des Sports und Wissenssoziologie	206
<i>Sektion</i> Umweltsoziologie	210
<i>Sektion</i> Wirtschaftssoziologie	215

Nachrichten aus der Soziologie

Preisträger Donald Tomaskovic-Devey forscht an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld	220
Berliner Wissenschaftspreis für Heike Solga	220
Schader-Preis 2014 für Stephan Leibfried	221
Habilitationen	223
Karl-Polanyi-Preis 2014 der Sektion Wirtschaftssoziologie	224
Liberaler Sozialist, Zionist, Utopist: Der Soziologe und Nationalökonom Franz Oppenheimer (1864–1943)	225

Günter Dux

In memoriam Richard Grathoff	226
------------------------------------	-----

Erich Rathfelder, Erhard Stölting

In memoriam Ingrid Oswald	228
---------------------------------	-----

Call for Papers	230
-----------------------	-----

»Linked life« course transitions and family outcomes •

Emotionen: Wie sozial sind unsere Gefühle?

Tagungen	233
----------------	-----

Conference on the Legacy of Raymond Boudon • Critical

Sociology: Current Issues and Future Challenges • Kontexte

Autorinnen und Autoren	238
------------------------------	-----

Abstracts	241
-----------------	-----

Unter mechanischen Aufstiegshilfen,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

versteht man im wesentlichen Schlepplifte, Sessellifte und Kabinenseilbahnen. Die Soziologie hat sich bisher kaum um mechanische Aufstiegshilfen gekümmert. Das ist bedauerlich. Denn vor allem der Sessellift stellt ein interessantes soziales Phänomen dar.

In grauer Vorzeit bestanden Sessellifte aus einzelnen Sitzen, eigentlich eher Metallstühlen mit Holz Sitzfläche, die an einem Zugseil hingen. Zum Sesselliftfahren gehörte ein eigentümliches Soggefühl nach unten. Denn die Beine baumelten während der Auffahrt 10 bis 15 Meter über dem Abgrund, da die Lifte ursprünglich keine Fußstützen hatten. Die kamen später dazu, gemeinsam mit einem Metallbügel vor dem Bauch, verbunden mit einer Plastikabdeckung. Ersterer gegen das Absturzgefühl, letztere um die Beine etwas vor Kälte zu schützen. Rückblickend, im Lichte der späteren Entwicklung, spricht man auch vom Einersessellift. Man war auf sich alleine gestellt.

Historisch früh kam dann die Blüte der Sesselliftentwicklung. Der Doppelsessellift. Die soziologische Forschung sollte den Doppelsessellift als realisierten Idealtypus mechanischer Aufstiegshilfen vor allem zur Winterzeit begreifen. Der Doppelsessellift stellt eine Gelegenheitsstruktur für vielerlei Formen kommunikativen Handelns unter verschärften Umweltbedingungen dar. Man fror zu zweit.

Der Doppelsessellift war aufstiegshilfenmäßig lange Zeit das Maß aller Dinge. Dann kam der Dreierlift. Aber anders als der an Georg Simmel geschulte soziologische Sachverstand vermuten mag, bedeutete das Hinzutreten (eigentlich: Dazusetzen) von Dritten keine Anreicherung sozialer Beziehungen. Man konnte sich von nun an nur noch über Banales (Schnee, Wetter) unterhalten oder schweigen. Den Verlust, den der Dreierlift mit sich brachte, erkennt man schon daran: Wenn er nur von zwei Touristen benützt wird, bleibt in aller Regel der mittlere Sessel frei. Dass dies aus Gründen des Gleichgewichts erfolge, ist eine alteuropäische, völlig unangemessene Vorstellung. Tatsächlich manifestiert sich darin eine Verwässerung, Trivialisierung des Sozialen.

Es kann nicht verwundern, dass dann in rascher Folge eine Inflation der Bestuhlung, bis hin zum 10er-Sessellift, stattfand. Parallel dazu entstanden neue Technologien, welche die Sesselreihen in den Tal- und Bergstationen vom rascher laufenden Trage-seil auskoppeln, abbremsen und so ein bequemes, gefahrloses Ein- und Aussteigen ermöglichen. Dadurch fallen heute alle Möglichkeiten weg, Mitfahrenden am Beginn und am Ende der Liftfahrt helfend unter die Arme zu greifen, oder – je nachdem – sich darüber zu amüsieren, wie sie mit dem Sessel kämpfen. Man sieht: Entschleunigung als Verlust von Gelegenheiten. Bemerkenswert ist schließlich, dass zuklappbare Plexiglaskuppeln, so genannte Bubbles, erst zur Zeit der Multisessellifte entwickelt wurde, und nicht bereits für den Doppelsessellift. Es ist dies möglicherweise als ein ärgerliches Ungleichzeitigkeitsphänomen interpretierbar.

Ich hoffe mit diesen Hinweisen, die hier freilich aus Platzgründen skizzenhaft bleiben müssen, deutlich gemacht zu haben, dass der Sessellift ein Forschungsgegenstand der Soziologie sein kann, dessen sich mindestens die Techniksoziologie, die Raum- und Agrarsoziologie, die Umweltsoziologie, die Sportsoziologie, die Geschlechterforschung, die Jugend- und Familiensoziologie, die Soziologie generativen Verhaltens, vielleicht auch die Medizinsoziologie annehmen sollten. Als Einstieg stelle ich mir teilnehmende Beobachtungen und Interviews an Einer- bis Zehnerliften vor. Erstrebenswert wäre ein vergleichender Ansatz mit Schifahrer*innen und Snowboarder*innen. Später, nachdem sich das Forschungsfeld einigermaßen konsolidiert hat, sollte ein SFB schon drin sein.

Ihr
Georg Vobruba

PS.: Der Schlepplift ist ein Auslaufmodell, hat allenfalls als Babylift Zukunft; für die Kabinenseilbahn könnte die sozialwissenschaftliche Fahrstuhlfor-schung fruchtbar gemacht werden.

Ein vergessener soziologischer Klassiker

Zum 150. Geburtstag von Franz Oppenheimer (1864 – 1943)

Klaus Lichtblau

Das ökonomische und soziologische Werk Franz Oppenheimers ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten.¹ Zwar ist allgemein bekannt, dass er 1919 in Frankfurt am Main den ersten ordentlichen Lehrstuhl für Soziologie an einer deutschen Universität erhielt und bis heute zu den Vordenkern der sozialen Marktwirtschaft gezählt wird. Nicht zufällig hatte sich auch der spätere deutsche Bundeskanzler Ludwig Erhard, der 1925 von Franz Oppenheimer in Frankfurt promoviert worden war, wiederholt als dessen Schüler bezeichnet. Welche herausragende Rolle Oppenheimer in den verschiedenen sozialreformerischen Strömungen in Deutschland sowie innerhalb der internationalen zionistischen Bewegung seit Ende des 19. Jahrhunderts gespielt hat, ist dagegen den meisten ebenso wenig bewusst wie der Umstand, dass Oppenheimer ein bedeutendes nationalökonomisches und soziologisches Werk hinterlassen hat, das über 50 Bücher und 400 Aufsätze umfasst.

1 Die folgenden Ausführungen nehmen Bezug auf eine Oppenheimer-Biographie, die anlässlich des Zentenariums der Goethe-Universität Frankfurt im Rahmen eines von der Fritz Thyssen Stiftung finanzierten Forschungsprojektes über das Leben und Werk Franz Oppenheimers verfasst und im Frühjahr dieses Jahres erschienen ist (vgl. Caspari, Lichtblau 2014). Zu einer ausführlichen Chronik von Oppenheimers Leben vgl. www.fb03.uni-frankfurt.de/48903817/Oppenheimer_Chronik_02_12_2013.pdf (letzter Aufruf 7. Januar 2014).

Anm. der Redaktion: Bitte beachten Sie den Hinweis auf eine Ausstellung über Franz Oppenheimer in Frankfurt am Main auf Seite 225 in diesem Heft.

Auch in soziologiegeschichtlicher Hinsicht kommt Oppenheimer eine besondere Rolle zu. Unter den deutschen Soziologen war er der erste, der bereits um 1900 unbeirrt von der Notwendigkeit der Ausarbeitung eines umfangreichen »Systems« der Soziologie überzeugt war (Oppenheimer 1900, 1903a und 1909a). Sein eigenes »System der Soziologie« erschien im Zeitraum zwischen 1922 und 1935 schließlich in einer vierbändigen Ausgabe, die 4.000 Seiten umfasst und in acht Teilbände untergliedert ist (Oppenheimer 1922–1935). Oppenheimer hat ferner den Ende 1908 von Georg Simmel verfassten Aufruf zu Gründung einer soziologischen Gesellschaft in Deutschland unterschrieben und war seitdem in vielfältiger Weise an den Aktivitäten der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* beteiligt (Simmel 2008: 669ff.). Dirk Kaesler hat in seiner monumentalen Untersuchung über »Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus« Oppenheimers Stellung innerhalb der deutschen Soziologie ausführlich gewürdigt. Er kam dabei zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass Franz Oppenheimer in diesem Zeitraum zusammen mit Ferdinand Tönnies, Georg Simmel, Max Weber und Leopold von Wiese zum »Kern« der deutschsprachigen Soziologie gehörte, der an drei Soziologentagen aktiv teilgenommen hatte und entsprechend von seinen Fachkollegen geschätzt worden war (Kaesler 1984: 34ff.). Gottfried Eisermann hatte ihn noch 1959 als Oberhaupt der »Frankfurter Schule« gewürdigt, die er gleichberechtigt der »Kölner Schule« und der »Heidelberger Schule« der Zwischenkriegszeit gegenüberstellte (Eisermann 1959: 54). Dies steht in Übereinstimmung mit einer Selbstbeschreibung Franz Oppenheimers aus dem Jahr 1928, in der dieser ebenfalls von *seiner* »Frankfurter Schule« sprach und diese dabei von der »Heidelberger Schule« sowie der »Kölner Schule« der Soziologie abgrenzte (Oppenheimer 1928: 21 und 38f.). Es gab also bereits vor der Rückkehr von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno aus dem Exil eine »Frankfurter Schule«, die untrennbar mit dem Namen Franz Oppenheimers verbunden ist und die auch in verschiedenen deutschen Presseorganen immer wieder entsprechend gewürdigt wurde (vgl. z. B. Nassauer 1964; Zoske 2003).

Warum ist Franz Oppenheimer inzwischen dennoch so gut wie in Vergessenheit geraten? Ist dies nur dem Umstand geschuldet, dass er aufgrund seiner jüdischen Herkunft Deutschland Ende 1938 verlassen musste und 1943 verbittert im US-amerikanischen Exil verstorben ist, während anderen Frankfurter Soziologen, die zu dieser Zeit ebenfalls in die USA ausgewandert waren, nach dem Zweiten Weltkrieg eine triumphale Rückkehr nach Deutschland ermöglicht wurde? Auffallend ist in dieser Hinsicht auch der

bemerkenswerte Umstand, dass das »soziologische Seminar«, das von Franz Oppenheimer in den 1920er Jahren an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Goethe-Universität Frankfurt gegründet und nach seiner Emeritierung bis 1933 von seinem Nachfolger Karl Mannheim geleitet worden war, Ende der 1950er Jahre von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno an der Philosophischen Fakultät der Goethe-Universität Frankfurt zunächst als »Abteilung für Lehre« des Frankfurter *Instituts für Sozialforschung* neu gegründet wurde, ohne auf dieses Vorgänger-Institut hinzuweisen.² Oder war es der Umstand, dass Franz Oppenheimer ein leidenschaftlicher Anhänger eines auf dem Prinzip der freien Konkurrenz beruhenden liberalen Sozialismus beziehungsweise genossenschaftlichen »Assozialismus« war, der mit ein Grund dafür sein könnte, warum der in jeder Hinsicht »unzeitgemäß« Vordenker der sozialen Marktwirtschaft zumindest in fachgeschichtlicher Hinsicht allmählich dem Vergessen anheimgefallen ist? Oder waren es die enge Verquickung von »Theorie« und »Praxis« beziehungsweise das Spannungsverhältnis zwischen dem »Sein« und dem »Sollen«, das Oppenheimers Leben und Werk geprägt hat, die ihm im Rahmen einer zweifelhaften »Erinnerungskultur« zum Verhängnis geworden sind?

Biographische Hintergründe von Oppenheimers Werk

Wie sehr bei Oppenheimer der sozialreformerische Wille untrennbar mit der Entstehung seines umfangreichen Werkes verbunden gewesen ist, wird deutlich, wenn man sich die zentralen Stationen seines Lebens vor Augen führt:

Franz Oppenheimer wurde am 30. März 1864 als zweites Kind des Predigers der jüdischen Reformgemeinde Dr. Julius Oppenheimer und der Lehrerin Antonie Oppenheimer, geb. Davidson, in Berlin geboren. Zu seinen Geschwistern zählten unter anderem der Biochemiker Carl Oppenheimer sowie die Schriftstellerin Paula Dehmel, die Frau des Dichters Richard Dehmel, der 1888 Oppenheimers Schwager wurde (Oppenheimer 1929: 4; Oppenheimer 1964: 33ff. und 107ff.). Von 1870 bis 1881 besuchte er das Friedrichs-Gymnasium in Berlin und studierte anschließend in Freiburg und

² Dieses befand sich bis 1941 noch an der dortigen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, bevor es von den Nationalsozialisten geschlossen und das damit verbundene Stiftungsvermögen beschlagnahmt wurde (vgl. Herrschaft, Lichtblau 2010: 19f. und 512).

Berlin Medizin, wo er am 7. März 1885 bei Paul Ehrlich den medizinischen Doktorgrad erwarb und am 27. Mai 1886 sein medizinisches Staatsexamen ablegte. Anschließend war Oppenheimer zehn Jahre lang als Hausarzt sowie Arzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten in Berlin tätig (Oppenheimer 1929: 8f.; Oppenheimer 1964: 90ff.). In dieser Zeit hatte er Kontakt mit Friedrich Naumann und stand auch mit namhaften Mitgliedern des *Friedrichshagener Dichterkreises* wie Richard Dehmel, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche sowie den Brüdern Heinrich und Julius Hart in enger Verbindung. Durch Richard Dehmel lernte Oppenheimer auch den Dichter Detlev von Liliencron kennen, von dessen Werk er stark beeindruckt war und dem er später ein eigenes Buch widmete (Oppenheimer 1898). Er hatte ferner Kontakt zu verschiedenen Mitgliedern des von dem Schriftsteller Carl Ludwig Schleich gegründeten *Ethischen Club* in Berlin, zu dessen Mitgliedern unter anderem auch Erich Mühsam und John Henry Mackay gehörten (Oppenheimer 1929: 12; Oppenheimer 1964: 113ff. und 126ff.).

1890 veröffentlichte der österreichische Nationalökonom und Publizist Theodor Hertzka sein Buch »Freiland. Ein sociales Zukunftsbild«, von dem Oppenheimer stark beeinflusst wurde (Hertzka 1890; Senft 1997: 16 ff.). Oppenheimer trat schon bald der Berliner Ortsgruppe der »Freiländler« bei, weil ihm die Sozialdemokratische Partei Deutschlands zu dogmatisch war und ihm Hertzkas Idee eines liberalen Sozialismus besser als Grundlage für eine umfassende soziale Reform geeignet zu sein schien als die *Marx'sche* Theorie, mit der er sich zeit seines Lebens intensiv auseinandersetzte und zwecks deren Widerlegung er in der Folgezeit eine eigene Theorie der Entstehung der Grundrente entwickelte. Er beteiligte sich 1893 an der Gründung der landwirtschaftlichen *Obstbaugenossenschaft Eden* in Berlin-Oranienburg, die maßgeblich durch das Ideengut von Hertzka beeinflusst gewesen ist und die auch heute noch existiert (Oppenheimer 1964: 137ff.; Linse 1983: 37–61; Eden-Genossenschaft 1993).

1895 erschien Oppenheimers erste ökonomische Abhandlung, in der er sich für die Gründung von landwirtschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaften und entsprechenden Siedlungsgenossenschaften im Deutschen Reich aussprach (Oppenheimer 1895). Er stellte im folgenden Jahr seine ärztliche Tätigkeit ein, um sich ganz der Forschung zu widmen und sich zunehmend mit volkswirtschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Themen zu beschäftigen. 1896 veröffentlichte er sein Buch »Die Siedlungsgenossenschaft«, das ihm zufolge den »Versuch einer positiven Überwindung des

Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage« darstellte (Oppenheimer 1896).

Zu Beginn des Jahres 1902 lernte Oppenheimer Theodor Herzl kennen, mit dem er in der Folgezeit einen intensiven Briefwechsel führte. Herzl gelang es dabei, Oppenheimer als maßgeblichen volkswirtschaftlichen Berater für die zionistische Bewegung zu gewinnen (Herzl, Oppenheimer 1964). Oppenheimer nahm auf Einladung Herzls 1903 am sechsten Zionistenkongress in Basel teil und hielt dort seinen viel beachteten programmatischen Vortrag »Der Aufbau einer jüdischen Siedlungsgenossenschaft in Palästina«, der ihm zu allgemeiner Anerkennung innerhalb der zionistischen Bewegung verhalf (Oppenheimer 1964: 210ff. und 281ff.). Er arbeitete anschließend in der Palästina-Kommission der zionistischen Bewegung und beteiligte sich an der Herausgabe der Zeitschrift »Altneuland«. Sein Versuch, mit finanzieller Unterstützung durch Isidor Stern, einem der damals bedeutendsten deutschen Kaufleute und politisch einflussreichen Spiritusfabrikanten, eine eigene Siedlungsgenossenschaft zu gründen, war jedoch zum Scheitern verurteilt. Seitdem grassierte das geflügelte Wort, dass die »Oppenheimersche Utopie« gescheitert sei (Oppenheimer 1929: 19; Oppenheimer 1964: 143ff. und 165).

1907 erschien die erste Fassung seiner Staatstheorie in der von Martin Buber herausgegebenen »Sammlung sozialpsychologischer Monographien«, welche die Grundlage des wesentlich umfangreicheren späteren Bandes über den Staat in Oppenheimers zwischen 1922 und 1935 erschienenem Hauptwerk »System der Soziologie« bildete (Oppenheimer 1907). In diesem auch international viel beachteten Buch vertrat er im Anschluss an Ludwig Gumplowicz die Ansicht, dass sich die Entstehung des Staates der Unterwerfung einer vormals friedlichen ländlichen Bevölkerung durch kriegerische Horden verdanke und zur Einrichtung eines bis in die Gegenwart reichenden Bodenmonopols geführt habe, auf dem die Grundrente beruhe und dessen Abschaffung den Weg frei für die Gründung zahlreicher landwirtschaftlicher Produktivgenossenschaften machen würde. Hierdurch könne auch das von Marx in den Mittelpunkt seiner Kapitalismuskritik gestellte Problem der »industriellen Reservearmee« gelöst werden, deren Existenz zu einer Minimierung der industriellen Arbeitslöhne geführt habe, die der eigentliche Grund für die moderne soziale Frage sei (Oppenheimer 1912a; Haselbach 1985: 68ff.).

Oppenheimer erwarb am 10. Februar 1908 mit einer volkswirtschaftlichen Abhandlung über David Ricardos Grundrententheorie an der Universität Kiel den philosophischen Doktorgrad und wurde am 20. März 1909 in Berlin im Fachgebiet Volkswirtschaftslehre habilitiert (Oppenheimer 1908 und 1909b). Seine Berliner Gutachter waren Gustav Schmoller, Max Sering und Adolph Wagner. Oppenheimer war im selben Jahr in Berlin auch an der Gründung der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* beteiligt, deren reguläres Mitglied er bis zur Stilllegung dieses Berufsverbandes im Jahre 1934 war. Er war anschließend von 1910 bis 1917 an der Berliner Universität als Privatdozent für Nationalökonomie tätig und erhielt dort 1917 eine entsprechende Titularprofessur. Seine zahlreichen Vorlesungen waren ähnlich wie die von Georg Simmel außerordentlich gut besucht und machten ihn zu einem Anziehungspunkt der akademischen Jugend in Berlin (Oppenheimer 1964: 209 und 249ff.; Bein 1964: 1f.).

Im Jahr des Erscheinens seiner »Theorie der reinen und politischen Ökonomie« (Oppenheimer 1910) unternahm er seine erste Reise nach Palästina. Anschließend warb er auf Vortragsreisen in Deutschland, Belgien, England, Österreich, Galizien, Rumänien und Ungarn um finanzielle Mittel für die Gründung einer landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaft in Palästina. Der entsprechende Genossenschaftsfonds wurde im Oktober 1910 offiziell als *Erez Israel Siedlungsgesellschaft m.b.H.* eingerichtet. Zusammen mit Salomon Dyk gründete er 1911 im Auftrag der zionistischen Partei mit finanzieller Unterstützung der *Palestine Land Development Company* in der Nähe von Haifa die Agrargenossenschaft *Merchavia* (»Gottes Weiten«) in dem damals noch osmanischer Herrschaft unterstehenden Palästina. Es handelte sich dabei um einen modernen Großbetrieb mit gewinnbeteiligter Arbeiterschaft. Diese Agrargenossenschaft scheiterte schon bald aufgrund mangelnder ökonomischer Rentabilität und wurde später in einen Kibbuz umgewandelt (Oppenheimer 1929: 21f.; Oppenheimer 1964: 165ff.; Zagorodsky 1929; Bein 1964: 16ff.; Senft 1997: 36ff.). 1913 unternahm Oppenheimer eine zweite Reise nach Palästina. Er distanzierte sich seitdem zunehmend von der zionistischen Bewegung. 1914 reiste er noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum ersten Mal in die USA und hatte dort Kontakt mit maßgeblichen Vertretern der *Industrial Workers of the World* (Oppenheimer 1964: 228f. und 248).

Während des Ersten Weltkrieges übernahm Oppenheimer die Leitung des *Komitees für den Osten*, das aus dem am 17. August 1914 gegründeten *Komitee zu Befreiung der russischen Juden* hervorgegangen war und das sich wie

seine Vorgängerorganisation für eine Verbesserung der Lage der Juden im heutigen Polen einsetzte (Oppenheimer 1964: 227ff.; Zechlin 1969). Oppenheimer machte in diesem Zusammenhang auch die persönliche Bekanntschaft mit Generalstabschef Paul von Hindenburg und General-Feldmarschall Erich Ludendorff, da die Oberste Heeresleitung viel Hoffnung mit der Arbeit des *Komitees für den Osten* verband (Oppenheimer 1964: 231ff.; Vogt 1997: 171). Oppenheimer sprach sich noch während des Krieges für eine enge Kooperation zwischen Deutschland und Frankreich aus und hatte zu diesem Zeitpunkt bereits die Vision einer auf wirtschaftlicher Zusammenarbeit beruhenden zukünftigen Europäischen Union vor Augen (Oppenheimer 1915; Oppenheimer 1964: 219f.).

Von 1919 bis 1929 nahm Oppenheimer den von dem Frankfurter Kaufmann Karl Kotzenberg gestifteten Lehrstuhl für *Soziologie und Theoretische Nationalökonomie* an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der 1914 gegründeten Goethe-Universität Frankfurt wahr. Der Simmel- und Troeltsch-Schüler Gottfried Salomon (später Salomon-Delatour) war sein Frankfurter Assistent und wurde an dieser Fakultät später zum außerordentlichen Professor für Soziologie ernannt (Henning 2006; Wagner 2010). Zeitweise wirkte auch der marxistische Imperialismustheoretiker Fritz Sternberg als Assistent Oppenheimers in Frankfurt. Neben Salomon hatte in diesem Zeitraum ferner Walter Sulzbach eine außerordentliche Professur für Soziologie in Frankfurt inne. Zu Oppenheimers bekanntesten Frankfurter Studenten und Schülern gehörten Ludwig Erhard und Erich Preiser sowie der Rechtssoziologe Julius Kraft, der sich bei Oppenheimer habilitierte und nach dem Zweiten Weltkrieg von 1957 bis zu seinem Tod im Jahr 1960 in Frankfurt eine »Wiedergutmachungsprofessur« ausübte.³ Oppenheimers Frankfurter Nachfolger wurde der Heidelberger Privatdozent Karl Mannheim, der aufgrund seiner jüdischen Abstammung 1933 Deutschland verlassen musste (Koolwaay 2010).

Zwischen 1922 und 1935 erschienen die vier voluminösen Bände von Oppenheimers »System der Soziologie«. In diesem Opus magnum hat er zum einen ein theoretisches System entwickelt, in dem die Wirtschaftswissenschaften noch einen integralen Bestandteil einer »allgemeinen Soziologie«

³ Auch Gottfried Salomon und Walter Sulzbach erhielten an der Frankfurter Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eine soziologische Wiedergutmachungsprofessur; sie waren zum Zeitpunkt ihrer Ernennung allerdings bereits emeritiert. Im Unterschied zu Salomon hielt Sulzbach nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund seines fortgeschrittenen Alters keine Lehrveranstaltungen mehr ab.

darstellen, die gegenüber den anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen einen universalistischen Anspruch erhebt. Zum anderen war dieses »System« der Soziologie zugleich universalgeschichtlich ausgerichtet. Oppenheimer versuchte in diesem Zusammenhang »statische« und »dynamische« beziehungsweise »kinetische« Aspekte von Gesellschaften aufeinander zu beziehen und im Rahmen einer Theorie der Gesellschaftsentwicklung miteinander zu verbinden. Er ging in diesem Zusammenhang von der Annahme aus, dass es einen Trend der einzelnen Gesellschaften hin zu einem Gleichgewichtszustand gebe, der letztlich auf einem grundlegenden »Konsens« beruhe, weil er in dem menschlichen Bedürfnis nach Anerkennung und nach Wechselseitigkeit verankert sei. Gestört werden solche idealerweise in der *freien Marktwirtschaft* zum Ausdruck kommenden Gleichgewichtszustände seiner Ansicht nach nicht von »innen«, sondern von »außen« durch das Eindringen von fremden Gruppen in ein bestehendes Gemeinwesen. Darin sah Oppenheimer die eigentliche Ursache für die Entstehung eines dauerhaften Bodenmonopols und die damit verbundene ökonomische Ausbeutung der Besitzlosen durch die Grundrente. Sein eigener Kampf gegen die *Bodensperre* und die Vorherrschaft der »politischen Mittel« gegenüber den »ökonomischen Mitteln« entspricht dabei dem auch von Max Weber beschriebenen Kampf der entstehenden Marktgemeinschaft zu Beginn der europäischen Neuzeit gegen die historisch vorgegebenen Schranken der »ständisch monopolistischen Vergesellschaftungen« (Weber 2001: 196f.). Weber hatte diese »Sprengung der ständischen Monopole« ähnlich wie Franz Oppenheimer als unentbehrliche Voraussetzung für das Funktionieren einer Marktwirtschaft angesehen und dies mit einem leidenschaftlichen Appell zur rigorosen Aufhebung aller damals im Deutschen Reich praktizierten Zollschranken verbunden (Roth 2001: 25ff.). Oppenheimer versuchte dagegen, dieses Problem durch das Programm einer »inneren Kolonisation« und die Gründung von entsprechenden Siedlungsgenossenschaften auf verlassenen Rittergutshöfen im deutschen Osten in den Griff zu bekommen (Oppenheimer 1903b; Oppenheimer 1912b; Oppenheimer 1918; Lichtblau, Taube 2010: 66ff.).

1926 unternahm Oppenheimer seine dritte Reise nach Palästina. Er veröffentlichte in diesem Zusammenhang einen Bericht über die jüdische Kolonisation, in dem er die Kibbuz-Bewegung angriff und der zu einer öffentlichen Auseinandersetzung über die Siedlungsbewegung in Palästina führte (Bein 1964: 2f.). Oppenheimers Programm der »inneren Kolonisation« fand 1927 Eingang in das Agrarprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Vogt 1994: 131). 1928 beteiligte er sich am Kauf des Großgutes

Lüdersdorf bei Wriezen zwecks Gründung einer neuen Siedlungsgenossenschaft, die sich in der Folgezeit erfolgreich behaupten konnte. Hier wohnte er eine Zeit lang nach der Aufgabe seiner Frankfurter Professur und schrieb seine Memoiren. Auch an dem 1931 erfolgten Kauf des Großgutes *Döben* für genossenschaftliche Siedlungszwecke war er beteiligt. Im Sommer 1934 besuchte ihn der amerikanische Soziologe Earle Edward Eubank während dessen Europareise in Berlin und führte ein Interview mit ihm, an das sich ein lebhafter Briefwechsel anschloss (Kaesler 1985: 60ff. und 172ff.). Im selben Jahr veröffentlichte Oppenheimer seinen utopischen Roman »Sprung über ein Jahrhundert«, der in Bern unter dem Pseudonym Francis D. Pelton erschienen ist (Oppenheimer 1934).

Oppenheimer besuchte 1934 erneut seine inzwischen in einen Kibbuz umgewandelte ehemalige Siedlungsgenossenschaft *Merchania* in Palästina und führte dort von 1934 bis 1935 theoretische Kurse für die Führer der Arbeiterbewegung im britischen Mandatsgebiet Palästina durch. Seine Hoffnung, an der Hebräischen Universität in Jerusalem eine Professur zu erhalten, erfüllte sich jedoch nicht. Von 1935 bis 1936 verbrachte er deshalb anschließend zusammen mit seiner am 3. Dezember 1917 geborenen Tochter Renata mehrere Monate in den USA und wurde dort 1936 zum Ehrenmitglied der *American Sociological Association* ernannt, um anschließend mangels beruflicher Perspektiven wieder nach Berlin zurückzukehren. Ende 1938 emigrierte Oppenheimer zunächst nach Japan, wo er in Tokio an der Keio-Universität einen Lehrauftrag erhielt, den er allerdings aufgrund eines entsprechenden »Kulturabkommens« zwischen dem imperialistischen Japan und dem »Dritten Reich« nicht mehr wahrnehmen konnte. Obwohl er im Besitz eines Einreisevisums war, wurde ihm durch die japanischen Behörden die Aufenthaltsgenehmigung wieder entzogen. Er emigrierte daher 1940 zunächst nach Shanghai und anschließend in die USA. Dort wohnte er mit seiner Tochter Renata bis zu seinem Tod in Los Angeles, wo sich bereits seine jüngere Schwester Elise Steindorff niedergelassen hatte. Oppenheimer war Mitbegründer des seit 1942 erscheinenden »American Journal of Economics and Sociology« und schrieb im Exil noch mehrere Bücher in englischer Sprache, die jedoch bis heute nicht veröffentlicht worden sind. Am 30. September 1943 verstarb er im Alter von 79 Jahren verarmt in Los Angeles. Seine von seiner Familie in den USA aufbewahrte Urne wurde am 21. Mai 2007 in einem feierlichen Akt im Grab seiner zweiten Ehefrau auf dem Frankfurter Südfriedhof bestattet (Thiel 2006; Glatzer 2007).

Ein Soziologe der ersten Stunde

Oppenheimer war in jeder Hinsicht eine schillernde Figur. Er nahm berufliche Nachteile bewusst in Kauf, um seine intellektuelle und politische Unabhängigkeit nicht zu gefährden. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges wurden ihm mehrere attraktive Stellen in der Wirtschaft angeboten, die er zugunsten des ihm gewidmeten Frankfurter Lehrstuhls für Soziologie ausschlug (Oppenheimer 1964: 99). Doch auch dieses Amt erschien ihm bald als eine Bürde, die er gern wieder aufgab. Zumindest hat er in seiner Frankfurter Zeit einen Großteil seines »Systems der Soziologie« veröffentlicht und ist damit den mit seiner Berufung nach Frankfurt verbundenen Erwartungen in jeder Hinsicht gerecht geworden. Auch die enge Zusammenarbeit mit seinem Frankfurter Assistenten Gottfried Salomon trug dazu bei, dass seine Zeit in der Mainmetropole keine bloße Episode gewesen ist, wie sie sich ihm in seiner 1931 erschienenen Autobiographie im Rückblick dargestellt hat (Oppenheimer 1964: 247ff.). Allerdings betonte er zu Recht, dass er zum Zeitpunkt seiner Berufung nach Frankfurt mit 55 Jahren auf ein umfangreiches wirtschafts- und sozialwissenschaftliches Werk sowie auf eine weit verzweigte publizistische Tätigkeit zurückblicken konnte, die ihm schon im Wilhelminischen Kaiserreich allgemeine Anerkennung beschert hatte. Er war insofern nicht irgendwer, sondern er brauchte in den Augen seiner Zeitgenossen einen Vergleich mit Ferdinand Tönnies, Werner Sombart sowie Max und Alfred Weber nicht zu scheuen.

Mit letzteren verbindet ihn eine disziplingeschichtliche Gemeinsamkeit, die eng mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der Nationalökonomie und der Soziologie als selbständige akademische Fächer im Zusammenhang steht. Oppenheimer war jedoch im Unterschied zu Max Weber kein Ökonom, der sich allmählich zu einem Soziologen entwickelt hatte, sondern er hat von Anfang an darauf Wert gelegt, beides zu sein: nämlich Ökonom *und* Soziologe (Oppenheimer 1929: 27). Dies erklärt auch, warum er zum Leidwesen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Frankfurter Universität so vehement darauf bestanden hatte, dass ihm neben seinem soziologischen Lehrauftrag zusätzlich ein Lehrauftrag für Theoretische Nationalökonomie übertragen wurde. Zu sehr war ihm die Nationalökonomie mit der modernen sozialen Frage verbunden, als dass sich diese beiden Disziplinen gegeneinander ausspielen ließen. Wie kein anderer seiner Generation hat er bis zu seinem Tod konsequent an dem Ideal der Einheit der Sozialwissenschaften festgehalten und die Ökonomik dabei als Teilgebiet der

Soziologie angesehen, die seiner Ansicht nach ihrerseits der Psychologie einen entscheidenden Platz bei der Erklärung des menschlichen Verhaltens einräumen sollte. In dieser Hinsicht war er ein Erbe jener enzyklopädischen Tradition der Soziologie, wie sie im 19. Jahrhundert durch Auguste Comte und Herbert Spencer begründet worden war und die in Franz Oppenheimer ihren letzten großen Repräsentanten gefunden hatte (Salomon-Delattour 1964). Oppenheimer steht aber zugleich an der Schwelle der Entstehung einer ihrerseits mit universalistischen Ansprüchen auftretenden modernen Variante der Soziologie, die um 1950 von dem U.S.-amerikanischen Soziologen Talcott Parsons begründet worden war, dessen sozialwissenschaftliche Systemtheorie zentrale Ambitionen Oppenheimers bewahrt hat, ohne ihn als einen seiner Vorläufer zu erwähnen.

Die Gründe für seine sozialreformerischen Bemühungen und die mit ihnen verbundenen zentralen Erkenntnisinteressen hat Oppenheimer in seinen autobiographischen Rückblicken selbst angegeben. Es ist jedoch auffallend, dass es außer dieser für seinen Lebenslauf zentralen Quelle sowie den Lebensrückblicken seines Sohnes Ludwig und seiner Tochter Renata bis vor Kurzem keine umfassende Darstellung von Oppenheimers Leben gab, die den Kriterien entspricht, die wir heute mit einer Gelehrtenbiographie verbinden. Zwar gibt es zahlreiche Veröffentlichungen, die sich auf sein wissenschaftliches Werk beziehen. Jedoch überwiegen hier die Darstellungen, die entweder nur seinem ökonomischen oder aber nur seinem soziologischen Werk gewidmet sind, ohne in der Regel Bezüge zu seiner beeindruckenden Biographie herzustellen. Und die von Getzel Kressel verfasste und in hebräischer Sprache erschienene Oppenheimer-Biographie behandelt schwerpunktmäßig nur die Rolle, die Oppenheimer seinerzeit innerhalb der zionistischen Bewegung gespielt hat (Kressel 1972). So zerfällt im Rückblick der Mensch Oppenheimer in den Arzt, den Sozialreformer, den Wirtschaftswissenschaftler und den Soziologen Oppenheimer, ohne dass bisher der üblicherweise viel beschworenen ›Einheit von Leben und Werk‹ Rechnung getragen worden ist.

Dabei liegt es nahe, dass eine Berücksichtigung der zahlreichen Bezüge zwischen seinem Leben und Werk ihn gleichberechtigt in die Reihe seiner Zeitgenossen Ferdinand Tönnies, Georg Simmel, Karl Lamprecht, Werner Sombart und Max Weber stellt, über die es bereits seit Längerem solche einschlägigen Biographien gibt und die dafür Sorge tragen, dass ein Stück deutscher Intellektuellengeschichte des ausgehenden 19. und ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts auch den nachfolgenden Generationen zugänglich

geblieben ist (Carstens 2005; Chickering 1993; Köhnke 1996; Lenger 1994; Marianne Weber 1926). Franz Oppenheimer dem drohenden Vergessen zu entreißen und seine Bedeutung für die Epoche, in der er gelebt hat, in einer Weise herauszuarbeiten, die über das Niveau der bei einschlägigen Jubiläen üblichen Festreden hinausgeht, stellt insofern eine fachgeschichtliche Aufgabe dar, die bisher nur unzureichend in Angriff genommen worden ist. Hierbei sind zwei Eigenarten seiner Biographie zu berücksichtigen. Die eine betrifft ein ›Schlüsselerlebnis‹, das Oppenheimer in seiner Jugend hatte, und die andere die Bedeutung der Literatur für seine eigene gesellschaftliche ›Utopie‹.

Im ersten Fall handelt es sich um eine ›blitzartige Erkenntnis‹, die er gegen Ende des Jahres 1893 hatte und die ihm zum Grundgedanken seines umfangreichen Werkes verhalf. Oppenheimer verglich dieses nächtliche Erlebnis ausdrücklich mit dem, »was die alte Mystik ›die Gnadenwahl‹ nannte«, und war sich seitdem über seinen Weg im Reinen, den er trotz zahlreicher Widerstände und Rückschläge fortan unbeirrt verfolgte (Oppenheimer 1929: 15f.; Oppenheimer 1964: 141f.). Eine gewisse charakterlich bedingte ›Dickköpfigkeit‹ verband sich in diesem Fall harmonisch mit einer Vision, deren quasi-religiösen Charakter er ausdrücklich betont hatte. Wilhelm Dilthey hatte im Rahmen seiner Grundlegung der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik die These vertreten, dass ohne die Kenntnis eines solchen ›Ur-erlebnisses‹ keine Biographie eines großen Dichters und Denkers geschrieben werden könne, weil nur sie verständlich mache, für welches Erlebnis ein solches Leben und Werk eigentlich steht. Bei Oppenheimer wird man diesbezüglich schnell fündig. Nur hat bisher noch niemand ernsthaft den Versuch gemacht, sein Leben und Werk aus diesem Schlüsselerlebnis heraus ›abzuleiten‹.

Im zweiten Fall geht es um die Rolle der Literatur in Oppenheimers Werk. Auffallend ist, dass das Genre des utopischen Romans für die Formierung seines wissenschaftlichen und politischen Denkens eine erhebliche Rolle gespielt hat. Auf die Bedeutung von Theodor Herzkas Buch ›Freiland‹ für Oppenheimers politisches Engagement wurde bereits eingangs hingewiesen. Ein weiterer utopischer Roman hat für Oppenheimers Denken keine geringere Rolle gespielt: nämlich der 1902 erschienene Roman ›Altneuland‹ von Theodor Herzl, dessen Kapitel ›Neudorf‹ er Oppenheimer noch vor der Veröffentlichung dieses Romans zugeschickt hatte und der gewissermaßen als Einladung zu Oppenheimers Engagement innerhalb der zionistischen Bewegung verstanden werden kann. Oppenheimers nachhaltiges

Interesse an der utopischen Literatur der Frühen Neuzeit ist ebenfalls bezeugt (Greven 1985; Vogt 1994; Fetscher 1999). Und nicht zufällig hat er kurz nach der sozialistischen Machtergreifung selbst einen solchen utopischen Roman veröffentlicht, in dem er sich auf eine literarische Vorlage von H.G. Wells bezog, nämlich auf dessen Roman »Die Zeitmaschine« von 1895 (Oppenheimer 1934). Offensichtlich hatte er für diese Art von Literatur eine besondere Vorliebe. Dies mag unter anderem daran gelegen haben, dass seine ältere Schwester Paula, die mit dem Dichter Richard Dehmel verheiratet war, als Schriftstellerin reüssierte.

Oppenheimer hatte in seiner Jugend selbst schriftstellerische Ambitionen besessen und zu dieser Zeit auch Schriften literarischen Charakters publiziert. Er hat aufgrund mangelnden Erfolges diese Versuche, sich als Schriftsteller zu etablieren, jedoch schon bald aufgegeben. Immerhin verhehlte er nie, welche Bedeutung die Literatur für sein Leben gehabt hat (Oppenheimer 1929: 23; Oppenheimer 1964: 179ff.). Insofern gibt es diesbezüglich eine gewisse Parallele zu Werner Sombart, der in seiner Jugend ebenfalls von der realistischen Literatur seiner Zeit begeistert gewesen war, aber diese Schwärmerei für literarische Vorbilder später zugunsten von nationalökonomischen und soziologischen Fragestellungen aufgegeben hatte. In Oppenheimers Leben sollte seine Liebe zur Literatur dagegen eine bleibende Rolle spielen, was nicht zuletzt durch das 1898 erschienene Buch bezeugt wird, das er dem Schriftsteller Detlev von Liliencron widmete und das Liliencrons literarisches Werk überhaupt erst zu einer entsprechenden Bekanntheit in Deutschland verholfen hat.

Literatur

- Bein, A. 1964: Franz Oppenheimer als Mensch und Zionist. Bulletin des Leo Baeck Instituts, 7. Bd., 1–20.
- Carstens, U. 2005: Ferdinand Tönnies. Friese und Weltbürger. Biographie. Norderstedt: Books on Demand.
- Caspari, V., Lichtblau, K. 2014: Franz Oppenheimer. Ökonom und Soziologe der ersten Stunde. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag.
- Chickering, R. 1993: Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856 – 1915). New Jersey: Humanities Press.
- Eden-Genossenschaft (Hg.) 1993: 100 Jahre Eden. Eine Idee wird zur lebendigen Philosophie. Edener Mitteilungen, Nr. 5, Oranienburg, Eden.

- Eisermann, G. 1959: Die deutsche Soziologie im Zeitraum 1918 bis 1933. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 11. Jg., 54–71.
- Fetscher, I. 1999: Franz Oppenheimers politisch-soziale Utopie(n). In E.-V. Kotowski, J. H. Schoeps, B. Vogt (Hg.), *Wirtschaft und Gesellschaft. Franz Oppenheimer und die Grundlegung der Sozialen Marktwirtschaft*. Berlin, Bodenheim: Philo Verlag, 98–120.
- Glatzer, W. 2007: DGS-Gründungsmitglied Franz Oppenheimer in Frankfurt beigsetzt. *Soziologie*, 36. Jg., 325–327.
- Greven, M. 1985: Zur Rettung der utopischen Vernunft gegen die Kritik ihrer bloß mißlungenen Umsetzung. Nachbemerkung zu Franz Oppenheimers »Sprung über ein Jahrhundert«. In D. Haselbach, Franz Oppenheimer. *Soziologie, Geschichtsphilosophie und Politik des »Liberalen Sozialismus«*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 189–193.
- Haselbach, D. 1985: Franz Oppenheimer. *Soziologie, Geschichtsphilosophie und Politik des »Liberalen Sozialismus«*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Henning, C. 2006: »Der übernationale Gedanke der geistigen Einheit«. Gottfried Salomon(-Delatour), der vergessene Soziologe der Verständigung. In A. Barboza, C. Henning (Hg.), *Deutsch-jüdische Wissenschaftsschicksale. Studien über Identitätskonstruktionen in der Sozialwissenschaft*. Bielefeld: transcript-Verlag, 48–100.
- Herrschaft, F., Lichtblau, K. (Hg.) 2010: *Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hertzka, Th. 1890: *Freiland. Ein sociales Zukunftsbild*. Dresden, Leipzig: E. Pierson Verlag.
- Herzl, Th., Oppenheimer, F. 1964: Briefwechsel. *Bulletin des Leo Baeck Instituts*, 7. Bd., 21–55.
- Kaesler, D. 1984: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kaesler, D. 1985: Soziologische Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1934. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Köhnke, K. 1996: *Der junge Simmel in Theoriebeziehungen und sozialen Bewegungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koolwaay, J. 2010: Zwischen Profession und Experiment: Karl Mannheim in Frankfurt. In F. Herrschaft, K. Lichtblau (Hg.), *Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz*. Wiesbaden: Springer VS, 105–121.
- Kressel, G. 1972: Franz Oppenheimer. Seine zionistische Tätigkeit und die Koooperative Merchawia in der Zeit der Zweiten Alijah. Tel Aviv: Yavne Publishing House.
- Lenger, F. 1994: *Werner Sombart (1863 – 1941). Eine Biographie*. München: C. H. Beck.

- Lichtblau, K., Taube, P. 2010: Franz Oppenheimer und der erste Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Frankfurt. In F. Herrschaft, K. Lichtblau (Hg.), *Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz*. Wiesbaden: Springer VS, 55–70.
- Linse, U. 1983: *Zurück, o Mensch, zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890 – 1933*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Nassauer, K. 1964: *Zwischen Liberalismus und Sozialismus. Zum 100. Geburtstag des Soziologen Franz Oppenheimer am 30. März*. Frankfurter Rundschau, 26. März 1964, 12.
- Oppenheimer, F. 1895: *Freiland in Deutschland*. Berlin: J. Fontane & Co.
- Oppenheimer, F. 1896: *Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Ueberwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage*. Leipzig, Berlin: Deutsches Verlagshaus.
- Oppenheimer, F. 1898: *Detlev von Liliencron. Eine aesthetische Studie*. Berlin: Schuster & Loeffler.
- Oppenheimer, F. 1900: *Nationalökonomie, Sociologie, Anthropologie*. *Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, 3. Jg., 485–493 und 621–632.
- Oppenheimer, F. 1903a: *Skizze der sozial-ökonomischen Geschichtsauffassung*. *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie*, 27. Jg., 323–352 und 369–413.
- Oppenheimer, F. 1903b: *Ueber innere Kolonisation*. *Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung*, 12. Jg., 383–386.
- Oppenheimer, F. 1907: *Der Staat*. Frankfurt am Main: Literarische Anstalt.
- Oppenheimer, F. 1908: *Rodbertus' Angriff auf Ricardos Rententheorie und der Lexis-Diehls'sche Rettungsversuch [Inaugural-Dissertation Kiel]*. Berlin: Georg Reimer.
- Oppenheimer, F. 1909a: *Soziologie und Ökonomik*. *Monatsschrift für Soziologie*, 1. Jg., 605–626.
- Oppenheimer, F. 1909b: *David Ricardos Grundrententheorie. Darstellung und Kritik*. Berlin: Georg Reimer.
- Oppenheimer, F. 1910: *Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Ein Lehr- und Lesebuch für Studierende und Gebildete*. Berlin: Georg Reimer.
- Oppenheimer, F. 1912a: *Die soziale Frage und der Sozialismus. Eine kritische Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie*. Jena: Gustav Fischer.
- Oppenheimer, F. 1912b: *Innere Kolonisation*. *Neue Rundschau*, 23. Jg., 1185–1199.
- Oppenheimer, F. 1915: *Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft*. Berlin: Samuel Fischer.
- Oppenheimer, F. 1918: *Freier Handel und Genossenschaftswesen*. Berlin: Reimar Hobbing.
- Oppenheimer, F. 1922 – 1935: *System der Soziologie*. 4 Bände in acht Teilbänden nebst einem Registerband. Jena: Gustav Fischer.
- Oppenheimer, F. 1928: *Richtungen der neueren deutschen Soziologie. Drei Vorträge, gehalten am 1. bis 3. Mai 1928 an der University of London, School of Economics*. Jena: Gustav Fischer.
- Oppenheimer, F. 1929: *Mein wissenschaftlicher Weg*. Leipzig: Felix Meiner.

- Oppenheimer, F. 1934: Sprung über ein Jahrhundert. Nach dem Englischen von Robert Holl. Bern: Gotthelf-Verlag [erschieden unter dem Pseudonym Francis D. Pelton].
- Oppenheimer, F. 1964 [1931]: Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von L.Y. Oppenheimer. Düsseldorf: Joseph Melzer Verlag.
- Roth, G. 2001: Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800–1950. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Salomon-Delatour, G. 1964: Franz Oppenheimer als Soziologe und die Einheit der Sozialwissenschaft. In F. Oppenheimer, Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von L.Y. Oppenheimer. Düsseldorf: Joseph Melzer Verlag, 344–351.
- Senft, G. 1997: Aufbruch in das gelobte Land. Die Ursprünge der Kibbutz-Wirtschaft. Wien: Verlag Monte Verita.
- Simmel, G. 2008: Gesamtausgabe, Band 22: Briefe 1880–1911. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thiel, Th. 2006: Wem Ehre gebührt. Nicht jedem verdienten Bürger pflegt die Stadt das Grab. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. Mai 2006, 44.
- Vogt, B. 1994: Die Utopie als Tatsache? Judentum und Europa bei Franz Oppenheimer. Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, München, Zürich: Piper Verlag, 123–142.
- Vogt, B. 1997: Franz Oppenheimer. Wissenschaft und Ethik der Sozialen Marktwirtschaft. Bodenheim: Philo-Verlag.
- Wagner, T. 2010: Gottfried Salomon-Delatour – Ein kosmopolitischer Soziologe der älteren Generation. In F. Herrschaft, K. Lichtblau (Hg.), Soziologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz. Wiesbaden: Springer VS, 71–84.
- Weber, M. 1926: Max Weber. Ein Lebensbild. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, M. 2001: Gesamtausgabe. Abteilung I: Schriften und Reden, Band 22-1: Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlaß, Teilband 1: Gemeinschaften. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Zagorodsky, M. 1929: Die Bilanz einer ackerbautreibenden Kolonie (Merchawia). Palästina, Heft 2-3, 33–38.
- Zechlin 1969: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zoske, S. 2003: Ein Sozialist mit heißem Herzen und kühlem Kopf. Forscherpersönlichkeiten: Franz Oppenheimer brachte Ludwig Erhard auf gute Ideen. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. September 2003, 52.

Cluster-Building and the Transformation of the University¹

Frank Meier und Uwe Schimank

One of the noticeable recent changes of universities in many Western countries consists in efforts to establish research clusters, »critical masses«, centers etc. Let us, for the moment use the term »cluster« in a broad sense and refer to larger-scale arrangements of coordinated research – as opposed to individual research. Of course there are disciplinary fields with a strong tradition of hierarchically integrated research. However, what we can observe recently across disciplinary boundaries is an increasing attention for clusters, an increasing relevance in discourse and in intra-organizational decision-making. At the same time a considerable and increasing share of public funding is spent on clusters.²

As an observer of the German university scene states: »Suddenly everything seems to rhyme with priority areas, centers, clusters, alliances, networks. Small research arrangements are eyed with suspicion, and are perceived as outdated and not very efficient.« (Mittelstraß 2011: 14; our translation).

Much of the appeal of clusters is based on the widespread belief in their functional superiority. On the one hand clusters are identified with cooperation and cooperation is generally considered to be a good thing (Katz, Martin 1997). On the other hand a »belief in size« (Fischer 2012: 28) has become part of the idea of how »good« research should look like (Schiene, Schimank 2007). According to a critical mass argument scientific work requires a certain minimum size of a research entity in order to allow for high

1 An earlier version of this paper was presented at the 27th EGOS Colloquium in Gothenburg, Sweden.

2 In 2009 the DFG spent 54.9 % of its funding on coordinated programs (DFG 2009: 177).

quality research. Clusters are also perceived as being the appropriate organizational form for more complex research problems. Proponents of cluster-building see in this respect an irresistible inner-scientific dynamic towards larger-scaled research problems as well as an equally irresistible extra-scientific dynamic towards »bigger questions« of societal relevance such as climate change or the performance of national school systems.

In this paper we cannot discuss in detail whether these functional arguments are empirically accurate. Here it is only important to state that functional arguments are in the air. They are available to scientists, university leadership, and politicians to legitimize cluster-building efforts. Nevertheless we will see that also critical accounts find a powerful voice in discourse.

What we want to explore is the tight connection between cluster-building, on the one hand, and two other recent transformations of the university system: the emerging actorhood of universities which manifests itself mainly in the strengthening of university leadership, and the expectation directed at university leadership that it should promote profile-building of its university. It is this triangle of transformations we want to explore. We start with a descriptive exposition of what is meant by clusters. Then we ask with respect to researchers, on the one hand, and university leadership, on the other, why the latter and some of the former have got interested in cluster-building whereas others of the former oppose. After that we take a look at the interplay of top-down and bottom-up activities involved in cluster-building. Here we distinguish the creation of a new cluster from the handling of an existing one. In this way we follow the life-cycle of a cluster from its beginning to its end.

This is a theoretical exploration of the subject which aims at conceptual clarifications, useful typologies, and general hypotheses which guide further research. Empirical evidence from various sources is used for illustrative purposes only. Most of our examples refer to Germany but we also use examples from other countries.

Clusters:

Contacts – Communication – Coordination – Cooperation

The empirical variety of what can be called »research clusters« is confusing, even if the institutional specificities of just one country such as Germany are

taken into account.³ The term cluster as we understand it may refer to two levels of analysis we have to distinguish carefully. On the one hand clusters are social structures of actual scientific contact, coordination, and cooperation. We refer to this as the *substantial level*. On the other hand clusters are formal structures that are deliberately designed to establish or to foster these structures of contact, coordination, and cooperation. We refer to this as the *formal level*.

The substantial level

In a typology of elementary forms of governance, clusters can be categorized on the substantial level as networks or communities (Schimank 2007). In an abstract view clusters as social configurations grow from opportunities for contacts which lead to an intensification of communication. If this in turns brings about a deliberate collective effort of coordination a cluster comes into being; and to some extent that coordination may even become cooperation.

Thus, on the substantial level cluster-building starts from contact opportunities which exist or come into existence among certain researchers. If these opportunities turn up frequently enough they can be used for a regular communication. A one-shot contact – for instance at a discussion after a lecture – can sometimes re-direct a researcher’s work in a radical way; still, to be the starting point of the emergence of a cluster more frequent contacts are required.⁴ Wherever the density of communicative exchange exceeds a certain level ongoing mutual inspiration may arise. Mutual inspiration certainly has the important side-effect of a tacit collective coordination of research activities both as a negative and as a positive coordination.⁵ The former means no more than the avoidance of conflicts, mainly by staking and respecting each other’s claims whereas positive coordination aims at the pursuit of a common research agenda in a certain division of labour. To be a cluster a regular communicative configuration of researchers has to have the explicitly negotiated and articulated positive coordination of the research activities of each cluster member as one of its principal purposes. This means a cluster has not just a *de facto* but an agreed-upon division of labour framed by a common set of overall research goals under which the sub-goals of each

3 See many illustrations in von Graevenitz, Mittelstraß (2011).

4 In other words, clusters are not »weak« but »strong ties« (Granovetter 1973).

5 For this distinction see Scharpf (1972).

project can be subsumed. This is the minimal level of social order which constitutes a research cluster. Many clusters may not go beyond this level not even after a sometimes rather long existence. However, other clusters reach a level of positive coordination higher than the minimal. In these clusters more or less and smaller or larger islands of cooperation emerge as a higher quality of positive coordination.

The formal level

On the formal level clusters can take the form of centers or institutes that rest on the basic funding of the university. However, as we will see in most cases cluster-building aims at the acquisition of external funding so these university-funded units are no more than a platform to pursue this goal; and if this is no longer successful the center or institute will be closed down. So the resulting entities of cluster-building are in formal terms most of the time mainly externally funded collections of projects shaped by the requirements of the funding agencies and their coordinated programs.

To be sure, success in the acquisition of external funding will usually require positive coordination while conversely ongoing coordination and cooperation will clearly benefit from (or even require) some additional funding. The actual level of coordination, however, may be very different within similar formal structures. And we assume that at a closer look some formal clusters only manage to bring about negative coordination and do thus not breed clusters on a substantial level.

Taking a look at existing institutional forms within the German university system we find a considerable variety of cluster-funding. To begin with there are the »coordinated programs« of the DFG (Wagner 2011): the »Sonderforschungsbereiche« (collaborative research centers) which consist of about 12 to 24 projects in different disciplines at the same university or at two universities pursuing a coordinated research agenda for up to 12 years; the »Schwerpunktprogramme« (priority programs) which last for six years and consist of up to 30 projects at different places framed by a common theme; and the »Forschergruppen« (research groups) which last for six years and consist of 6 to 8 projects framed by a common theme. In addition the DFG supports »Graduierkollegs« (graduate schools). Within the framework of the »excellence initiative« there are graduate schools, too; moreover,

»excellence clusters« are supported which are similar to collaborative research centers but can be larger and include a greater variety of infrastructural measures. Each phase of the »excellence initiative« lasts for five years; the second phase expires at the end of 2017 but it is likely that this very ambitious promotion of cluster-building will be continued in one way or another. Other important funding programs for clusters are provided by the BMBF, by some ministries at the state level for which the LOEWE program of Hessen is a remarkable example (Wissenschaftsrat 2013), by the VolkswagenStiftung, and last but not least by several programs of the EU – not only the series of framework programs but also the »corporate-action flagships« two or three of which are in preparation and which are truly »mega clusters« (Hertel 2012: 14) because each of them will consist of more than 200 projects located all over Europe and collaborating with each other in research about innovative challenges like »graphene«. Some research fields have a long tradition of such »mega clusters« – such as particle physics where huge experimental designs at international centers as CERN can only be realised through the cooperation of thousands of researchers from all over the world (Knorr 1999).

This list is supposed to just give a broad impression and is not complete. Similar kinds of clusters can be found in other countries although it seems that the variety of clusters is especially large in Germany. Some important features of clusters beyond the already mentioned defining characteristics are:

Aims: Especially two general research purposes are pursued by cluster-building. One is the collective coordination of research work, the other is the collective organization of doctoral training.

Cognitive scope: There are clusters which are located just within one discipline or even sub-discipline such as atomic physics; but more common are interdisciplinary clusters which sometimes integrate even disciplines from different fields of science such as the natural sciences and the humanities.

Organizational base: Clusters may exist within one university but can also consist of an inter-organizational network.

Kinds of organizations: Besides universities other state-funded research institutes such as – in Germany – Max Planck institutes or Helmholtz centers as well as industrial firms can be part of the organizational base of a cluster.

Financing: As a rule, clusters are financed not only by the basic funds of a university but to a large extent by extra money coming for a specified time period from a funding agency or the state. This means that if no fresh money can be acquired the cluster ends.

Work mode: Not just as a consequence of the time limitation of funding research work in a cluster is project-based.⁶ A cluster consists of a multitude of projects in each of which research proceeds in pre-conceived steps according to a time-frame of milestones towards a pre-conceived final product – the answer to a cognitive problem which was formulated at the beginning.

Reputation: Some of the types of formal clusters are extremely prestigious. The »Sonderforschungsbereiche« funded by the DFG and the recent »excellence clusters« funded by the »excellence initiative« are the most prominent cases.

Equipped with these descriptive and analytical clarifications we now can turn to the question why there has been such a rush of cluster-building in recent years. As we will show this tendency cannot be seen in isolation from two other dynamics of the university system.

Why? Perspectives on Cluster-building

When we compare the perspectives of the university leadership and the individual researchers on research clusters we find considerable differences which often amount to disagreements. Quite generally empirical evidence suggests that attitudes towards recent higher education reforms differ considerably between university leadership and individual researchers (Bogumil et al. 2013). When it comes to cluster-building university leaderships are quite unequivocally in favour of cluster-building while the researchers are much more ambivalent.

Starting with the researcher's perspective we find a public discourse that is dominated by rather general and categorical statements on the pros and cons of research clusters. As a German professor of engineering stated with utter conviction: »In the global context the engineering sciences have a large responsibility for answering decisive questions of life: energy, food, health,

⁶ See Torka (2009) for a general exposition of this work mode of research.

environment, information, housing, traffic. [...] Insofar it is absolutely clear: The Herculean tasks of the engineering sciences demand powerful research associations.« (Schmitz 2012: 16; our translation).

However, we can also find statements that point in the opposite direction. They sometimes use a very drastic language like the German professor of Indology Walter Slaje who quotes polemically from a German dictionary that »cluster« means »pathological cell tumour« and denounces cluster-building as »enforced networking« and a »renaissance of the communist collectives of scientists« (2008: 149, 152; our translation). Although this may be an extreme position it expresses a widespread anxiety among researchers from the humanities and parts of the social sciences. In this view cluster-building has become a fatal obsession of policy-makers and university leaders who enforce this fixed idea in a »one size fits all« approach. There is some evidence that even part of the elites of the humanities and social sciences share a positive view on clusters and – from the perspective of the cluster opponents – are disloyal to their own discipline’s research culture.⁷ A very traditional individualistic understanding of scientific autonomy is upheld against this perceived tendency by the discipline’s rank-and-file members.

To some extent these two voices certainly reflect differences between scientific fields. Indeed there obviously are disciplines with a considerable tradition of more hierarchically integrated research such as medicine, the engineering, and some of the natural sciences while others, especially the humanities, are traditionally based on a highly individualized research organization and share a corresponding self-conception. Clearly the latter disciplines have a more reserved attitude towards cluster-building.

General attitudes towards research clusters as they are reflected in these statements may of course influence individual researchers’ decisions to participate in concrete research arrangements or not. Still, the decisions of most researchers on concrete cluster-building activities are contingent upon how they expect to be affected by them. These »floating voters« can have various kinds of reasons for or against clusters. In many sub-fields of the natural and the social sciences both individual work and engagement in clusters can be equally attractive with regard to curiosity as well as to reputation. Here,

⁷Schiene and Schimank (2007) show that the reports written by groups of reputed disciplinary experts about the state of their disciplines at Lower Saxonian universities for the evaluation agency WKN resound with recommendations of cluster-building regardless of the discipline.

where researchers have a choice financial incentives and the scientific prestige of at least certain types of clusters can be quite appealing.

Furthermore, scientists may use clusters as a means of putting forward their own research agendas vis-à-vis their colleagues. What actually comes out of such efforts, however, may deviate more or less from these researchers' initial ideas because they usually are not able to dictate their approach on all others. The constraints associated with the need to adjust their own research agenda to the cluster agenda may be even greater for those who are asked to participate in a cluster. In this situation one researcher observed »that my research program has slowly fallen apart.« (Fischer 2012: 28f; our translation) So there is an inevitable trade-off that researchers involved cannot maximize their own individual performance because cluster-building requires from an individual researcher that he adapts his research line to what fits best into the cluster; and this may not always be the subjectively most promising alternative with respect to his own capabilities or the research frontiers in his field.

Generally, the need for coordination within clusters is at odds with the value of scientific autonomy which is highly institutionalized within the academic profession. Scientists tend to insist on their individual right to choose research topics, theories, and methods autonomously and defend their »occupational control« (Child, Fulk 1982) against external pressures. Pretensions for professional autonomy can be justified functionally to some extent and are also supported by powerful ideologies (Musselin 2007). Even when this striving for autonomy does not lead to a straightforward rejection of clusters it certainly increases the »costs« of cluster-building on the part of the researchers.⁸

This finally holds true for the high transaction costs in terms of coordination and bureaucracy as well which seem daunting to many researchers. Everybody is aware that cluster-building is accompanied by certain transaction costs of meeting, negotiating, coordinating, collective decision-making, etc. But in most cases it turns out that the rise of these transaction costs was very much underestimated. This is especially relevant because these costs have to be paid to a high degree by high performers. For most leaders of clusters –

8 Again individual scientific autonomy is valued differently across disciplinary fields. A professor of philosophy with considerable experience as a science manager points into this direction: »The subject of research today is no longer the researcher but the research institution. Behind this development there is an industrial view of science. Only the humanities have preserved a memory of the individual subject doing research being the subject of research.« (Mittelstraß 2012: 60; our translation).

often top researchers in the cluster's field – doing their own research becomes a marginal part of their work (Gerhards 2010: 125f). They virtually turn into administrators, networkers, and politicians.

With regard to the attitudes of university leadership the picture is much less ambiguous. University leaderships are decidedly in favour of cluster-building; and this is a consequence of two other transformations which have provided these actors with a new self-understanding of their role. The first is the transformation of universities into actors. This is a shift of the dominant institutional model of the organization in the higher education system. With the term model we refer to a set of cognitive and normative expectations that define what an organization is, what it could be, what it should be, and what reasonably can be expected from it (Meier 2012a). These models are not necessarily accurate descriptions of actual structures, they are often rather fictional in character. But they provide reforming efforts with orientation and legitimacy. And they certainly legitimize certain structural constellations and elements. The dominant organizational model in German higher education is nowadays that of an actor. Universities are increasingly treated as autonomous and unified entities that control their internal processes, act in pursuit of self-formulated though highly scripted goals, and can legitimately be held accountable for what they do (Meier 2009; Krücken, Meier 2006).

As organizations German universities traditionally had only a very limited leeway between a strong academic profession and highly regulative ministries of science. Today, universities are increasingly entitled, enabled, and expected to actively engage in what they can legitimately consider to be their own affairs. Though this transformation is basically cultural this does not imply the absence of coercion. The ministries of science in particular do not only use their regulative power to make new university laws but also their power as financiers of the universities to press for this new view of universities.

This whole development brings about the elaboration of more complex formal structures, the concentration of strategic resources (Whitley 2008), and the establishment of a broad range of explicit organizational policies. As part of this development the role of the university leadership that acts on behalf of the organization has changed considerably. While German university presidents traditionally used to occupy a weak and rather ceremonial position they now are formally empowered and gain new competences. Correspondingly the rights of academic self-governance that traditionally presented the views of the academic profession and especially the professors as the »academic oligarchy« (Clark 1983) have been cut back. What is central

for our argument: We notice the expectation that leadership should actively engage in the development of research profiles, which is basically a new thing for German universities.

Profile-building is now a key word in the German higher education discourse (Meier, Schimank 2002; 2010; Meier 2012b; Rogge et al. 2013). This idea has basically two implications. First, it is seen as the organization's responsibility to engage in and to show commitment to the advancement of research. University leaderships in Germany are broadly accepting this mission and are taking the role of profile-builders. Secondly, profile-building implies a specification of how high quality research looks like. In this view the research quality of an organization is not only the aggregate of the qualities of the individual researchers but an emergent property of integrated activities. The whole is more than its parts (Schiene, Schimank 2007). At this point clusters become central. As coordinated larger scale research units they are perceived as markers and accepted proofs of a research profile and of high quality research. This of course holds particularly true for prestigious third-party-funded clusters like excellence clusters.

So the attitude of university leadership to cluster-building is shaped by new conceptions of research quality and of organizational performance of universities. However, cluster-building also serves some additional and somewhat more »material« interests of university leaderships: Considering the funding environment we see that there is much to win in terms of financial resources but also in terms of visibility and prestige. The financial resources are highly connected to the specific institutional form of third-party funding in coordinated programs and so the interest in clusters is above all an interest in this kind of funding. Even though not any kind of cluster-building is directly heading at coordinated programs in many cases the assumption that it will eventually lay the foundation for a future participation in such programs will play an important role. In the view of the university leadership third party funding is on the one hand a relevant means that allows for high quality research and in some cases just extra-money desperately needed to compensate for stagnating or even declining basic funding.⁹ On the other hand it has become an end in itself. Successful acquisition of funding became

⁹ This has the implication that some kinds of clusters are uninteresting to university leadership because they are dispersed over many organizations so that only little money comes to their own university. This is the case for the DFG's »priority programs« or international research networks financed within the EU framework programs where usually there is not more than one project per university.

a broadly accepted indicator of research strength (see for example the *Funding Atlas* of the DFG formerly referred to as *funding-ranking*). Clusters also add to the visibility of a university's research which is essential in order to impress relevant audiences like science ministries, evaluators, funding agencies, etc.; it is a »status symbol« (Fischer 2012: 28; our translation).¹⁰

An additional motive may be considered with respect to organizational leadership as well: A small number of large-scale research units fit into the leadership's span of control whereas a »flea circus« of literally hundreds of individual research agendas confronts leaders with an unmanageable complexity. Thus, although we will see that clusters do generate specific problems to university management for good reasons university leadership is indeed quite unequivocally committed to clusters.

So the overall picture of the motivation underlying the cluster-building dynamics at German universities shows that these dynamics are strongly championed by university leaders whereas among researchers attitudes are more diverse and ambivalent. Now we have to ask: What kinds of activities do these attitudes initiate, and what effects does the interplay of these activities of the various actors involved have? So we have to analyze the constellations of cluster-building which can be divided in two phases: first the creation of a new cluster and secondly the handling of an existing cluster.

How? Part 1: Creation of a Cluster

Our basic hypothesis with regard to the creation of a cluster is that university leadership displays only limited capabilities of top-down steering but may play a significant role in the advancement of bottom-up-initiatives.

There are several reasons why top-down steering within universities is difficult to do. In legal terms an individual professor's right to decide autonomously what and how to teach and research cannot be disregarded; in Germany it is even constitutionally granted. Moreover, professors usually cannot be dismissed, and German universities can hardly offer any additional intra-organizational career-opportunities to tenured professors (Hüther,

¹⁰ For researchers, too, of course. Still these attractors are somewhat more ambivalent for the researchers than for the leadership because it is the individual reputation that ranks highest in a researcher's preference order.

Krücken 2012).¹¹ Thus, university leadership lacks important threats and incentives to motivate professors to engage in cluster-building. Additionally, steering research activities in general and cluster-building in particular is also very difficult to accomplish technically. It is not only the general problem of organizing professionals (Mintzberg 1983) but also specific characteristics of research work that contribute to this situation: the well-known difficulties of prescribing appropriate means for solving unknown problems (Gläser 2006; Musselin 2007).

As university leadership is usually lacking expert knowledge of its own on the research field in question it depends on hearing about good ideas from others. These may be researchers at the leadership's own university. Thus, one source of ideas for cluster-building is internal. A German university president emphasizes that »he has to pick up what the place offers, and just has to focus that.« (quoted by Kleimann 2013: 238; our translation). Another important resource of top-down initiatives is external advice by academic elites, e.g. by evaluation commissions. These may provide leaders with orientation and legitimacy in their reform efforts and exercise normative pressure on the researchers of the university to follow their advice (Meier, Schimank 2010).¹² Still an »idea« may be a good start but it is in itself not enough. To keep coordination and cooperation going it has to work out in the dynamics of the actual scientific activity. And anyway as actual cooperation cannot be enforced internal and external pressures may often lead to nothing more than ceremonial compliance on the level of formal structures that do not require any change of actual practices (Meyer, Rowan 1977). It was stated for the humanities for instance that »cooperative research consists of tied-together single texts« (Hirschi 2009) which suggests that a number of individual research activities can be ceremonially dressed as a cluster without any substantial coordination or cooperation. Such an outcome may be accepted

11 The recent salary reform for professors introduced a performance-based salary component which is decided upon by university leadership for each individual case. In principle this could be used as an incentive for cluster-building; however, the possible salary increase is too small to be an effective inducement.

12 See also Kaufmann (2011: 163–171) for comparable ambitions of university leadership with regard to teaching, Laudel, Weyer (2013) for Dutch universities, and Musselin on »the use of external peer review as a management tool by academic leaders« (2013: 9) in French universities.

by university leadership as long as the fake cluster looks sincere to the leadership and other relevant audiences.¹³ We have to bear in mind that research practices are difficult to observe, especially for non-experts. The acquisition of external funding involves, however, usually peer-review and it will thus be difficult to successfully apply for cluster-funding without displaying at least some level of positive coordination. Thus, when cluster-building requires external funding purely ceremonial activities are likely to be unmasked.

There is probably only one constellation where top-down cluster-building by university leadership assisted by external experts may be successful: When enough positions are open for which professors can be recruited who match the thematic orientation of the cluster.¹⁴ This is a rare situation which may occur for example by coincidence when several professors retire at about the same time, or when the university gets these professorships dedicated to the conceived cluster from external sources. Under these circumstances it is possible to install a critical mass of new researchers who are likely to be devoted to the cluster. However, even in these cases the cluster's successful actual operation in terms of coordination and cooperation depends on its internal scientific dynamics and not on the power of the university leadership.

Most of the time top-down initiatives of cluster-building will fail – and as university leadership is aware of the fact that »leading the horses to water«¹⁵ will not work it usually tries to go a different way (Rogge et al. 2013). This »softer« approach to steering is nicely expressed by the reflection from a German university manager: »But in the end you cannot decree research in a top-down process. Ultimately it is the scientists who are conducting the research. And from the rector's office you can only act as a catalyser and you can motivate.« So in this view basically a non-hierarchical mode of communication is essential for cluster-building as the same interviewee elaborated: »But this is in my view perhaps the most important thing: encouraging

13 Moreover, leadership may hope that its patient and skilled »doubletalk« may transform even pure »talk« (Brunsson 1989) eventually into »action« (Schimank 2008).

14 See Meier, Schimank (2010) for such cases; Fischer (2012: 65) also reports about such a case at the University of Göttingen.

15 With this quotation from an Australian study Klaus Dörre and Matthias Neis (2010: 59) resume their German case studies about the »dilemma of the entrepreneurial university«.

colleagues, moderating who may sit together with whom and give some thought to something«.16

This is an expression of the collegial style of leadership with which university leaders partly still identify and partly have to pay tribute to because professors insist on it. A recent analysis of the leadership style of German university presidents under the changed rules of *New Public Management* points out that none of the interviewees ever tried to use the new formal powers rigorously in order to push through reforms (Bieletzki 2013). As one of the interviewees said: »Pushing ahead unilaterally is nonsense. Total nonsense. I don't believe there are presidents who push ahead unilaterally and are successful. [...] They always need combatants otherwise it doesn't work.« (Bieletzki 2013: 8; our translation) Thus, traditional collegiality is not simply replaced by hierarchy; instead both modes of coordination are blended in a new manner.17

Clark Kerr depicted the role of the US-American university president already in the 1960s with the statement that »he is mostly mediator.« Kerr later regretted he had used this term because he thought his readers misunderstood it as too weak a figure (Kerr 1977: 36 and 142). He insisted that the mediator is in fact powerful. And quite in this line we suggest that university leadership might get in an influential position in the process of cluster-building. More specifically, as far as there are incentives for and pressures on individual scientists to engage in cluster-building, the university leadership can often join forces with bottom-up initiatives. There are manifold possibilities for a blending of bottom-up and top-down activities based on the blending of collegiality and hierarchy. An German university president explains »there is no longer the one who says I do what the colleagues want, in principle the old model of the rectorate, nor the one who says I know the direction, and the others better come along« but the question is rather how can I reconcile top-down, bottom-up somehow. That's more the model now.« (quoted in Kleimann 2013: 12; our translation)

More specifically we can distinguish four ways how university leadership can combine its efforts with bottom-up initiatives of cluster-building:

16 This voice from the field was collected in the research project »Management and Self-government of Universities: Comparison of Decision-making Processes and Consequences for Research« funded by the DFG from 2003 to 2009.

17 See Kleimann (2013: 380–398) for further examples of such practices.

- It can trigger bottom-up initiatives that did not exist before by incentives. The result may be that one or more bottom-up initiatives come into existence.
- When at least one bottom-up initiative exists it can be picked up as a starting point for further activities. Picking up from several initiatives implies selecting some and neglecting others.
- University leadership can give various kinds of support to bottom-up initiatives it picked up.
- By giving support to a bottom-up initiative it can be influenced by university leadership. This may lead to a smaller or larger re-direction of the initiative in various respects.

To begin with, university leadership can stimulate the emergence of bottom-up initiatives. In order to achieve this no specific knowledge of promising starting points for such initiatives is necessary. A university president remarks that it is a very good strategy to give particular professors an understanding of the idea of profile building in a way »that they have the feeling [...] it is their own idea.« (quoted in Kleimann 2013: 419; our translation). In addition a completely »blind« leadership may also set incentives for bottom-up initiatives and wait what happens. Another university president said: »I can only try just as a conductor to orchestrate that a little bit.« (quoted by Kleimann 2013: 282; our translation) Still, when initiatives pop up university leadership has to find out whether they are sincere or ceremonial with the latter mainly interested in the financial support promised. Here again external experts may be crucial help for university leadership.

A very delicate situation arises in case more promising bottom-up initiatives of cluster-building exist than the university is able to support. Then university leadership has to decide which initiatives get priority and which have to be postponed or even cancelled. This is a hard decision as a university president states: »Now a point of intervention is naturally if we take such a completion as the excellence initiative where colleagues said »we would like to make an application for an excellence cluster«, then we said »no, you're not doing that because your chances are low and we can't submit ten applications.« (quoted by Kleimann 2013: 361; our translation). In some cases leadership may see itself as »tertius gaudens« (Simmel 1968: 89ff.) in such a situation; more often it is under heavy pressure from the different initiatives and in the worst case can lose its authority on all sides. However, the power to impede a cluster initiative is certainly one of the most important weapons

in the hand of the university leadership by which it can exert influence on cluster-building activities.

Researchers who are intending to build a cluster – either stimulated by university leadership or on their own initiative – are most probably looking for support by the university leadership. As a minimum requirement their initiative needs the formal consent of the university president to apply for third party funds; but often a more substantial support is necessary. Besides additional resources during the phase of conceiving and writing the often extensive application what is more important is the leadership's explicitly articulated decision to reserve certain internal resources of the university – especially staff appropriations – if the application for the cluster will be successful.¹⁸ Only rarely these are additional resources provided for by the science ministry, for instance. Usually funds have to be collected through redistribution that is by taking them away from other parts of the university. This is naturally a source of conflict and university leaders must show their commitment – material as well as symbolic support – to a cluster initiative.

Because a bottom-up initiative needs this commitment of university leadership the latter can negotiate with the initiative about many specific features of the application. For instance leadership can suggest or even demand thematic shifts or the inclusion of other disciplines and their researchers into the cluster; it can insist on cooperation with other institutions, on stronger internationalization, or on add-ons such as special provisions for female doctoral students or the public dissemination of research results. In this way leadership can substantially contribute to the final shape of the cluster. Usually and for good reasons it will not interfere into the cluster's cognitive core; but its periphery may be an important ingredient of a cluster's profile, too.

So far we have discussed the relationship between university leadership and researchers who engage in cluster-building. However, this relationship is embedded in a larger constellation which also includes university groups that for one reason or another threaten to disturb or even block a cluster building process. Interfering factors may be competing cluster-building activities, groups that want to become part of a specific cluster, or groups that try to prevent a specific cluster-building. Perhaps »troublemakers« want to prevent any kind of cluster building because they fear that a new cluster will lead to an intra-university redistribution of resources and will outshine them.¹⁹ The

18 Kaufmann (2011: 115) refers to this new source of influence of university leadership.

19 As Laudel and Weyer point out for Dutch universities this fear is not without reason: »researchers in fields that are given a lower priority may feel unwelcome and threatened

university leadership's formal power will hardly suffice to stop troublemaking altogether. Even though ultimately troublemaking may not prevent cluster building it can very well lead to endless delays. In this situation it is usually the most efficient way to fight against such practices with bribery.

Accordingly university leadership has to reserve some resources for side payments by which troublemakers can be induced to drop their resistance. As a university president confesses: »You have to do something [...] to bribe. I did it myself, gave them money so that they kept their mouths shut.« (quoted by Kleimann 2013: 396; our translation) Such side payments may consist of some participation in the cluster typically only formally connected to its core activities but entitled to a portion of its resources. But there can also be many other kinds of side payments to a department not involved in the cluster or to older professors whose research drive has slowed down but who still occupy powerful positions in the university's academic self-governance.

Of course university leaderships will try to keep side payments at a minimum. However, when it is common knowledge within a university that its rector or president tends to deal with disturbances of his plans by side payments even actors who in fact are indifferent to a cluster building initiative may pretend that they feel affected and are inclined to mobilize resistance in order to make a profit from their acquiescence. Thus, on the one hand university leadership has to avoid the impression that it relies only and immediately on side payments because this would inflate the price which has to be paid for an undisturbed process. On the other hand side payments may be necessary to maintain a cluster building initiative's momentum against delays which otherwise may bring about that it dies away.

When a bottom-up initiative for a research cluster has been incited and nurtured by university leadership and when the resistance of others has been overcome the cluster has come into existence. What happens now? The problems which have to be dealt with are not overcome – on the contrary they may become even more difficult.

[...] they know that their position becomes precarious whenever budget problems occur.« (2013: 18)

How? Part 2: Handling a Cluster

Having successfully created a cluster, for instance a »Sonderforschungsbe-
reich« of the DFG or an »excellence cluster« is certainly an achievement of
university leadership. The university gains visibility, the »Matthew principle«
(Merton 1985) shows its effects. Nevertheless handling an existing cluster
brings about new problems four of which we want to highlight in the
following: (a) managing a matrix structure, (b) negotiating inter-organiza-
tional relationships, (c) avoiding to lose control, and (d) shutting down a
cluster. These are not the usual problems which the management of a re-
search organization or more specifically a university has to deal with again
and again²⁰ but which arise when a research cluster becomes part of the exi-
sting organizational structure.

a) Managing a Matrix Structure

As soon as a cluster is established and works on a regular basis conflicts may
arise from the fact that it is cross-linked with several or even all departments
of the university (Rogge et al. 2013). These conflicts originate not only in the
general violation of a department's vested interests by this new organiza-
tional unit. There are also a number of specific reasons for disagreement. If
for example a professorship has to be filled which formally belongs to a
certain department and to the cluster at the same time the department usually
tries to take care that its teaching requirements are not neglected whereas
the cluster often has an interest to recruit someone with a highly specialized
research profile. Both demands are legitimate but frequently cannot be re-
conciled. For university leadership this poses the problem of managing a
matrix structure.²¹

Conflicts like this may accumulate over time and lead to a strong polariza-
tion between cluster and departments. In extreme cases the cluster may
become the university's scapegoat which is made responsible for all kinds of

20 See Mayntz (1985) for a collection of typical and unavoidable management problems the
leaders of extra-university state-funded research organizations face.

21 This problem was prominent, for example, in the successful application proposal of the
University of Bremen for the third funding line of the »excellence initiative« in 2012 where
»institutional strategies« to maintain and enhance research excellence were supported. In
the expert hearings the question how such a matrix structure can be governed came up
again and again.

conflicts.²² However, the fact that there is not just one issue of conflict but many such issues come up over time gives university leadership a chance to divide burdens more evenly among the parties. Today the cluster's interests may be pursued to the disadvantage of some departments but tomorrow it can be the other way round. Such a strategy of »turn-taking« has a chance of being perceived as a fair compromise so that it can pacify the conflictual atmosphere. However, there may be longer periods when the interests of one side should be given a consistent priority, and this may use up the patience of the others who have to make one concession after the other. The early phase of a cluster when it needs continually growing resources – which often have to be taken from the departments – is especially delicate in this respect. In an extreme case the cluster dynamic is stifled to a standstill with the final result of a permanently unfinished unit which eats up resources but does not contribute significantly to the university's visibility.

b) Negotiating Inter-organizational Relationships

A second problem which also results from tensions the cluster introduces into existing organizational arrangements is localized in inter-organizational relationships. This applies to those kinds of clusters which span the boundaries of one university and are partly located in one or more other organizations – other universities or extra-university research institutes in the same region. Examples are »cooperative research centers« where some of the projects are affiliated to a university while others are situated within a Max Planck institute or even more ambitious designs such as the »Karlsruhe Institute of Technology« (KIT) supported by the »excellence initiative« which is nothing less than a partial organizational fusion of the University of Karlsruhe and the Forschungszentrum Karlsruhe, one of the Helmholtz Centers.

Such inter-organizationally based clusters raise additional management problems. On the one hand, they are very attractive because their visibility is likely to be higher than that of intra-university clusters, and such concerted efforts of several organizations to coordinate their research agendas within

22 Even if a cluster belonged to just one department – which is not often the case – this type of conflict can arise because, for example, the above-mentioned tension between teaching requirements and research needs is not so much a conflict between disciplines but between organizational missions. Still, the matrix becomes more and more complicated with a multiplication of potential conflicts and veto points the more departments share a cluster.

the framework of a joint profile are the darlings of present day research policy. On the other hand, the drawbacks of such arrangements show up when they are implemented; and those who get acquainted with these problems first are not the organizational leaders who conceived the general scheme of the cluster but the researchers in their daily practices of coordination and cooperation. Different organizational rules and regulations sometimes collide over small issues such as the way how business travels are reimbursed but at other times also over more serious concerns, for instance the procedures of recruiting new professors, especially over who has the final decision and negotiates with selected candidates. In addition just as different departments that participate in an intra-organizationally based cluster have different interests so do the different organizations to which the inter-organizationally based cluster belongs. But in the first case there is a unified authority for conflict resolution at the top with university leadership whereas conflicts about inter-organizationally based clusters have to be negotiated between the leaderships of the different organizations.

Sometimes the cluster may get into the advantageous situation of profiting from the conflicts between the organizations in which it is located. This may happen when the organizations' disagreement leads to a mutually neutralizing of influence on the cluster so that its leaders and each of its researchers may gain additional autonomy. However, it seems to be more often the case that a cluster can become effectively blocked in its work by such unsolved disputes. This occurs especially when financial resources are at stake.

c) Avoiding to lose Control

We come to another typical problem of handling a cluster: When it has worked successfully for a while, accompanied by growth which is financed by more basic funding from the university or by acquired third party funding, sooner or later and almost inevitably the university leadership will run into the danger of losing control over the cluster. This is the risk involved when a university leadership tries to support a cluster to become successful. When it finally has achieved success and is nationally or even internationally recognized for its »excellence« a turning-point is reached. There is a chance that this may turn out as a durable »win-win« constellation in which both university leadership and the cluster may benefit – as expected – from their joint effort. The university has got its flagship and the researchers involved have

got their highly improved research opportunities. However, cluster-building establishes a new and growing location of power within the university. Research groups, excellence clusters, interdisciplinary centres, graduate schools, etc. are not only highly independent of their university leadership – even more the latter becomes dependent upon these units' success in the acquisition of third-party funds. Instead of a unified university headed by a strong leadership a loose assembly of such largely independent power centers may result from cluster-building. An observer notes a »strange double authority structure« within a department: »There are deans who have something to say because they were elected and are responsible for many things but there are also cluster coordinators [...] who have something to say because they are winners and darlings of the university leadership.« (Frankfurter Allgemeine Zeitung, August 14, 2008) So the interests of the cluster more and more dominate the strategy of the university. In particular university leadership may be forced to allocate an increasing share of financial resources to the cluster because in the extreme case the university's reputation has become completely dependent upon the cluster's continuing success. But even if the cluster is able to acquire most of its resources without having to turn to university leadership the latter becomes dependent upon the cluster's ongoing success in the acquisition of third-party funds.

So the »power-dependence relation« (Emerson 1962) is likely to become reversed. Now the cluster can demand more and more concessions from university leadership – always legitimated by the joint interest to maintain and if possible enhance the cluster's status. Furthermore, this may result in a public image of the cluster outshining the university to which it belongs. At this point the university leadership may wonder whether this is still worth its price: The university contributes with a considerable effort – including internal conflicts which have to be pacified by side payments – to the cluster's success but the public attention has shifted entirely to the cluster. It is no longer the gem associated with its university but a stand-alone beauty.

Here university leadership has to maintain a delicate balance. On the one hand, it has to give the cluster enough room to move for its own development. If the cluster is too tightly coupled to the other organizational, especially the decision-making structures of the university there is a real danger that the established powerful actors, the departments in particular, will not allow the cluster's blossoming for reasons that range from rational considerations to jealousy. On the other hand, it has to be prevented that the cluster becomes so powerful that it is able to walk away from the university or to

dictate its demands on the university leadership. No matter how important and successful the cluster might be in realizing the interests associated with it from the side of university leadership it has to remain just a part of the whole.

Those researchers at a university who do not belong to a cluster have good reasons to worry about the time when its funding ceases. As long as it has worked successfully it is obvious that its continuation has high priority for the university leadership. An internal redistribution of basic funds is necessary to continue the cluster to the degree that no new third party funds can be acquired. Such concerns of non-cluster researchers are no particular problem – except for acts of resistance – if these other groups are low research performers; but this is not necessarily the case. If, however, strong individual researchers for instance in sociology are cut off from their modest resource base because they cannot compete with highly visible but mediocre clusters in nanotechnology this logic becomes obviously dysfunctional. This side of the picture is rarely discussed. However, a recent reflection on the first experiences from the »excellence initiative« notes that universities shall »disclose the costs of profile-building« especially with regard to »which disciplines are specifically supported to the disadvantage of which other disciplines« (BBAW 2010: 43; our translation).

d) Shutting down a Cluster

Now we come to a final problem of handling a cluster – final in the double sense of the word. At this point there is an almost inevitable strong conflict of interests between the cluster and university leadership. When the cluster has reached its zenith and further innovative ideas have been missed for quite a while university leadership must face the problem of its termination. Helmut Schelsky already saw as one of the tasks of »a far-sighted and skillful« university leadership »to terminate such centers of the university in due time and to establish new progressive ones in their place.« (1963: 314; our translation) But this is easier said than done. When the right moment has come to reallocate resources from an established cluster to a promising new bottom-up initiative the former is usually still quite influential within the university and often also outside. Its researchers may be well represented within the university's formal and informal decision-making structures as well as within the wider scientific community and the funding agencies; they may be part of the established mainstream which can defend its claims very well

by a variety of means. In particular the cluster can hide for quite some time that its best times are over; and it does this very authentically because its members probably really believe that they still have much to offer in the future.

Accordingly it is very difficult for university leadership to early enough detect that it should reallocate resources and even if this is realized and such attempts are made they are blamed immediately as illegitimate by the cluster and its supporters. To a certain extent it may help to fix the life-span of a cluster from the beginning and quite schematically as it is done with the »Sonderforschungsbereiche« of the DFG which end after twelve years at the latest no matter how innovative its potential might still be. Yet even with such deadlines many clusters are de facto established open-ended. For example the principal investigators of a »Sonderforschungsbereich« are likely to plan a successive cluster in the final phase of the existing one. Their university leadership expects this from them and they are supported to do this. As long as such new applications for third-party funding are successful new cohorts of researchers are recruited, and as long as the usual performance indicators do not show any alarming signs the chances are high that a cluster on a downward trend remains strong enough to outfight competitors within the university. It may be even supported by other actors within the university with whom it had many conflicts before but finally reached at least a tacit agreement of »live and let live!« They may reckon with the reliability of the status quo whereas the inevitable turmoil of terminating the old and building up a new cluster is highly uncertain. All in all it seems that rather exceptional opportunities are necessary for a university leadership to be able to terminate an established cluster at the right time. A long decline which eats up considerable financial resources that are lacking for the support of innovative new initiatives is more common.

These four typical problems of handling an existing cluster are a non-exhaustive list. For instance we have not mentioned all kinds of red tape. Still the problems described here show that the implementation of a cluster over time is costly for university leadership. Leading a university without clusters surely is an easier way to go. That university leaders nevertheless do almost anything to create clusters shows that the perceived benefits of having clusters outweigh these costs.

Conclusion

It would be worthwhile to study the real – in contrast to the perceived – positive and negative effects of cluster-building for a particular university. This is the meso level of effects. In our analysis we briefly mentioned some micro level effects of engaging in cluster-building for individual researchers. But the most important level where effects of cluster-building have to be studied is the macro level. In other words: What does it mean for the performance of the national and global science system if cluster-building occurs in more and more scientific fields?

The prevalent cluster rhetoric provides us with a one-sided view which stresses the positive effects of cluster-building on scientific progress. It is even claimed that without cluster-building any further progress is hampered. Without denying the advantages of cluster-building in many research fields it has to be asked whether this is a universal recipe for further scientific progress and whether its benefits always outweigh the costs. To give an example of the issues that have to be reflected: The coordination of research work which constitutes clusters means a declining autonomy for the individual selection of research topics. This implies necessarily an overall declining diversity of topics and approaches in the cluster's field. To the degree that diversity is beneficial as a variation pool of the evolutionary progress of knowledge (Nowotny 1990) clusters may be detrimental because they narrow down perspectives by coordination of individual research lines even more so by research cooperation.

Let us repeat: This is not a plea against cluster-building and for individualistic research. We simply do not have enough empirically based knowledge about the macro effects of a proliferation of research clusters in more and more scientific fields. Speculations like the ones just mentioned have to be carefully investigated to find out whether they are true or not. We assume that such investigations might come to the overall conclusion that certain kinds of clusters in certain contexts and under certain conditions are highly functional for scientific progress but that there are other circumstances where cluster-building is detrimental to the knowledge production of science.

References

- BBAW, Interdisziplinäre Arbeitsgruppe »Exzellenzinitiative« der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften 2010: Bedingungen und Folgen der Exzellenzinitiative. In S. Leibfried (ed.), *Die Exzellenzinitiative – Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Campus, 35–50.
- Bielezki, N. 2013: *Kollegialität und Hierarchie*. Hannover: unpublished presentation.
- Bogumil, J., Burgi, M., Heinze, R.G., Gerber, S., Gräf, I.-D., Jochheim, L. 2013: *Modernisierung der Universitäten. Umsetzungsstand und Wirkungen neuer Steuerungsinstrumente*. Berlin: edition sigma.
- Brunsson, N. 1989: *The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions and Actions in Organizations*. Chichester et al.: Wiley.
- Child, J., Fulk, J. 1982: Maintenance of Occupational Control. *The Case of Professions*. *Work and Occupations*, vol. 9, 155–192.
- Clark, B. 1983: *The Higher Education System: Academic Organization in Cross-National Perspective*. Berkeley, CA: University of California Press.
- DFG 2009: *Jahresbericht 2009. Aufgaben und Ergebnisse*. Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft.
- Dörre, K., Neis, M. 2010: *Das Dilemma der unternehmerischen Universität. Hochschulen zwischen Wissensproduktion und Marktzwang*. Berlin: Sigma.
- Emerson, R. M. 1962: Power-Dependence Relations. *American Sociological Review*, vol. 27, 31–41.
- Fischer, J. 2012: Perspektiven aus den Lebenswissenschaften. In Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, *Forschungsverbände in der Wissenschaft – Chance oder Zwang? Debatte 11*, 27–30.
- Gerhards, J. 2010: Clusterförderung im Rahmen der Exzellenzinitiative – Erfolge, Dysfunktionen und mögliche Lösungswege. In S. Leibfried (ed.), *Die Exzellenzinitiative – Zwischenbilanz und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Campus. 115–137.
- Gläser, J. 2006: *Wissenschaftliche Produktionsgemeinschaften. Die soziale Ordnung der Forschung*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Granovetter, M. 1973: The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology*, vol. 78, 1360–1380.
- Hertel, I.V., 2012: Perspektiven aus den Naturwissenschaften. In Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, *Forschungsverbände in der Wissenschaft – Chance oder Zwang? Debatte 11*, 9–15.
- Hirschi, C. 2009: Das Kulissenbewusstsein der »Gott und die Welt«-Cluster. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, December 9, 2009, N5.
- Hüther, O., Krücken, G. 2012: Hierarchie ohne Macht? Karriere- und Beschäftigungsbedingungen als »vergessene« Grenzen der organisatorischen Umgestaltung der deutschen Hochschulen. In U. Wilkesmann, C. Schmid (eds.), *Hochschule als Organisation*. Wiesbaden: VS, 27–39.

- Katz, J.S., Martin, B.R. 1997: What is Research Collaboration? *Research Policy*, vol. 26, 1–18.
- Kaufmann, B. 2011: Akkreditierung als Mikropolitik? Wirkung neuer Steuerungsinstrumente auf der Mikroebene am Beispiel von Akkreditierungen gestufter Studienprogramme an deutschen Hochschulen. Universität Bremen: Dissertation.
- Kerr, C. 1977 [1963]: *The Uses of the University*. Cambridge: Harvard University Press. 7th print. With a Postscript – 1972.
- Kleimann, B. 2013: *Universität und präsidiale Leitung. Führungspraktiken in einer multiplen Hybridorganisation*. Hannover: unpublished.
- Knorr, K. 1999: *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Krücken, G., Meier, F. 2006: Turning the University Into an Organizational Actor. In D.S. Gili, J.W. Meyer, H. Hwang (eds.), *Globalization and Organization. World Society and Organizational Change*. Oxford: Oxford University Press, 241–257.
- Laudel, G., Weyer, E. 2013: *Where Have All the Scientists Gone? Building Research Profiles at Dutch Universities and Its Consequences for Research*. University of Twente (CHEPS). Ms.
- Mayntz, R. 1985: *Forschungsmanagement – Steuerungsversuche zwischen Scylla und Charybdis*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Meier, F. 2009: *Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisation*. Wiesbaden: VS.
- Meier, F. 2012a: Vom Betrieb zum Unternehmen. Zur gesellschaftlichen Konstruktion der rationalen Organisation. In A. Engels, L. Knoll (eds.), *Wirtschaftliche Rationalität. Soziologische Perspektiven*. Wiesbaden: VS, 185–200.
- Meier, F. 2012b: Die Hochschulen und die Entwicklung ihrer Forschung. Voraussetzungen, Möglichkeiten und Folgen universitärer Profilbildung. *Die Hochschule – Journal für Wissenschaft und Bildung*, vol. 21, 169–189.
- Meier, F., Schimank, U. 2002: Szenarien der Profilbildung im deutschen Hochschulsystem. Einige Vermutungen. *Die Hochschule – Journal für Wissenschaft und Bildung*, vol. 21, no. 1, 82–91.
- Meier, F., Schimank, U. 2010: Mission Now Possible: Profile Building and Leadership in German Universities. In R. Whitley, J. Gläser, L. Engwall (eds.), *Reconfiguring Knowledge Production. Changing Authority Relationships in the Sciences and Their Consequences for Intellectual Innovation*. Oxford: Oxford University Press, 211–236.
- Merton, R.K. 1985 [1968]: Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft. In R.K. Merton, *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 100–116.
- Meyer, J.W., Rowan, B. 1977: Institutionalized Organizations: Formal Structures as Myth and Ceremony. *American Journal of Sociology*, vol. 83, 340–363.
- Mintzberg, H. 1983: *Structures in Fives. Designing Effective Organizations*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

- Mittelstraß, J. 2011: Der Forscher und die Forschung. Eine Einführung. In G. von Graevenitz, J. Mittelstraß (eds.), *Netzwerke, Cluster, Allianzen. Wo bleiben die Forscher? Über die Vielfalt der Forschung und der Forschungsförderung*. Konstanz: UVK, 13–17.
- Mittelstraß, J. 2012: Schaffen Forschungsverbände besseres Wissen? In Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (ed.), *Forschungsverbände in der Wissenschaft – Chance oder Zwang? Debatte 11*, 59–60.
- Musselin, C. 2007: Are Universities Specific Organisations? In G. Krücken, A. Kosmützky, M. Torka (eds.), *Towards a Multiversity? Universities between Global Trends and National Traditions*. Bielefeld: transcript, 63–84.
- Musselin, C. 2013: Empowerment of French Universities by Funding and Evaluation Agencies. Paris (CSO): Ms.
- Nowotny, H. 1990: Individual Autonomy and the Autonomy of Science: The Place of the Individual in the Research System. In S. Cozzens, P. Healey, A. Rip, J. Ziman (eds.), *The Research System in Transition*. Dordrecht: Kluwer, 331–343.
- Rogge, J.-C., Flink, T., Roßmann, S., Simon, D. 2013: Auf Profilsuche. Grenzen einer ausdifferenzierten Hochschullandschaft. *Die Hochschule – Journal für Wissenschaft und Bildung*, vol. 22, no. 2, 68–84.
- Scharpf, F.W. 1972: Komplexität als Schranke der politischen Planung. In F.W. Scharpf, *Planung als politischer Prozeß*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 73–113.
- Schelsky, H. 1963: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen. Reinbek: Rowohlt.
- Schiene, C., Schimank, U. 2007: Research Evaluation as Organizational Development: The Work of the Academic Advisory Council in Lower Saxony (FRG). In R. Whitley, J. Gläser (eds.), *The Changing Governance of the Sciences: The Advent of Research Evaluation Systems*, Dordrecht: Springer, 171–190.
- Schimank, U. 2007: Elementare Mechanismen. In A. Benz, S. Lütz, U. Schimank, A. Benz (eds.), *Handbuch Governance – Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder*. Wiesbaden: VS, 29–45.
- Schimank, U. 2008: Double Talk von Hochschulleitungen. In W. Jäger, R. Schützeichel (eds.), *Universität und Lebenswelt – Festschrift für Heinz Abels*. Wiesbaden: VS, 154–172.
- Schmitz, K.-P. 2012: Perspektiven aus den Technikwissenschaften bzw. der Medizintechnik. In Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (ed.), *Forschungsverbände in der Wissenschaft – Chance oder Zwang? Debatte 11*, 16–21.
- Simmel, G. 1968 [1908]: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Slaje, W. 2008: Vernetzung als Planwissenschaft. In Deutscher Hochschulverband (ed.), *Glanzlichter der Wissenschaft – Ein Almanach*. Stuttgart: Lucius & Lucius, 147–155.
- Torka, M. 2009: *Die Projektförmigkeit der Forschung*. Baden-Baden: Nomos.

- von Graevenitz, G., Mittelstraß, J. (eds.) 2011: Netzwerke, Cluster, Allianzen – Wo bleiben die Forscher? Über die Vielfalt der Forschung und der Forschungsförderung. Konstanz: UVK.
- Wagner, D. 2011: Forschergruppe, Sonderforschungsbereich, Cluster – Welche Steigerungsformen sind noch möglich? In G. von Graevenitz, J. Mittelstraß (eds.), Netzwerke, Cluster, Allianzen – Wo bleiben die Forscher? Über die Vielfalt der Forschung und der Forschungsförderung. Konstanz: UVK, 83–92.
- Whitley, R. 2008: Universities as Strategic Actors: Limitations and Variations. In L. Engvall, D. Weaire (eds.), *The University in the Market*. London: Portland Press, 23–37.
- Wissenschaftsrat 2013: Stellungnahme zum hessischen Forschungsförderprogramm LOEWE (Landesoffensive zur Entwicklung wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz). Köln: Wissenschaftsrat.

Wie kombiniert man Wahlfreiheit für Studierende mit der Bildung von Profilen

Die Umsetzung der Idee des selbstbestimmten Lernens im Bielefelder Studienmodell der Fakultät für Soziologie¹

Stefan Köhl

Zur Kombination zweier widersprüchlicher Ziele in einem Studiengang

Mit dem Bielefelder Studienmodell für einen Master Soziologie werden zwei – auf den ersten Blick widersprüchliche – Ziele angestrebt: Erstens soll im Rahmen des Masterstudiengangs den Studierenden ein hohes Maß an Wahlfreiheit bei ihren Veranstaltungen ermöglicht werden – sowohl in Bezug auf das Angebot als auch in Bezug auf die faktischen Wahlmöglichkeiten. Zweitens soll den Studierenden die Möglichkeit gegeben werden, im Rahmen eines Profils zu studieren, in dem sie in enger Kooperation mit Lehrenden eine forschungs- oder praxisorientierte Vertiefung eines Themenfeldes vornehmen können. Die Profilbildung soll dabei für Studierende und Lehrende so attraktiv sein, dass der Master Soziologie in Bielefeld eine Alter-

¹ Das Konzept für den Master Soziologie wurde von Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Studierenden der Fakultät für Soziologie gemeinsam entwickelt und es besteht ein starkes Interesse daran, mit anderen soziologischen Einrichtungen über die Gestaltung von Studiengängen ins Gespräch zu kommen. Die technischen Angaben zu dem hier dargestellten Studiengang (inklusive Modulhandbücher, Einschreibungsfristen und Bewerbungsverfahren) finden sich unter <http://ekvv.uni-bielefeld.de/sinfo/publ/master-as/soziologie>. Vielen Dank an Martin Diewald, Thomas Faist und Detlef Sack für Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Artikels und für die Unterstützung bei der Vorbereitung dieser Kurzdarstellung.

native zu der Vielzahl von Spezialmasterstudiengängen à la »Methoden empirischer Sozialforschung«, »Entwicklungsländerforschung« oder »Organisationsforschung« ist.

Dabei wird davon ausgegangen, dass es prinzipiell an jeder Universität möglich ist, attraktive spezialisierte Master mit engen Schwerpunkten zu bilden – zum Beispiel durch Institute mit vier Professuren in quantitativen Methoden oder Institute mit Forschungsschwerpunkten zum Beispiel in Rechtssoziologie. Das Bielefelder Studienmodell soll sich jedoch in Bezug auf die Breite seines Angebots, die Wahlmöglichkeit von Profilen und die Verständlichkeit des Studiengangs von diesen auf wenige Schwerpunkte spezialisierteren Masterstudiengängen abgrenzen.

Die Grundstruktur des Master-Studiengangs

Die entwickelte Struktur des Studiengangs Master Soziologie ist denkbar einfach. Nach einem Einführungsmodul in soziologische Theorie sowie in qualitative und quantitative Methoden belegen Studierende sechs Fachmodule ihrer Wahl. Die Fachmodule behandeln unterschiedliche Themen wie beispielsweise Sozialstruktur, Gender, Politik, Wirtschaft, Recht, Massenmedien, Organisation, Migration, Gender und Theorie oder Methoden. Bei Interesse kann (jeweils einmal) auch ein geöffnetes Mastermodul aus einer anderen Fakultät belegt werden oder ein Modul Praktikum absolviert werden. Jedes dieser sechs Module wird mit einem umfangreichen (endnotenrelevanten) schriftlichen Leistungsnachweis in Form einer Hausarbeit, eines Lehrforschungsberichts oder eines Literaturberichts abgeschlossen. Ein Profil können Studierende dadurch bilden (müssen sie aber nicht), dass sie eines der Fachmodule – in Form von empirischen, theoretischen oder praktisch-orientierten Seminaren – dreimal studieren und damit fachlich vertiefen. So wird dann aus dem dreimaligen Belegen des Moduls »Wirtschaft« das Profil »Wirtschaft«, oder aus dem dreimaligen Modul »Organisation« das Profil »Organisation«. Ein Wechsel zwischen den Profilen – insgesamt bisher sieben verschiedene – ist jederzeit während des Studiums möglich.

Verpflichtendes Einführungsmodul Das Einführungsmodul besteht aus den Vorlesungen Soziologische Theorie, qualitative Methoden und quantitative Methoden (von drei Vorlesungen müssen zwei belegt werden) keine endnotenrelevanten Einzelleistungen					
Profil					
Wahlmodul	Wahlmodul	Wahlmodul	Wahlmodul	Wahlmodul	Wahlmodul
Schriftl. Ausarbeitung	Schriftl. Ausarbeitung	Schriftl. Ausarbeitung	Schriftl. Ausarbeitung	Schriftl. Ausarbeitung	Schriftl. Ausarbeitung
Verpflichtendes Modul Masterarbeit (Masterarbeit – begleitet durch Studiengruppe und Kolloquium) Masterarbeit als endnotenrelevante Einzelleistung					

Der neue Master in einer schematischen Darstellung

Durch zwei Kunstgriffe werden (bei gleicher Kapazitätsauslastung wie in den klassischen Masterstudiengängen) die angestrebten Prinzipien erreicht: Erhöhung der Wahlmöglichkeiten der Studierenden, Ausbildung individueller Studienprofile, engere Bindung von Studierenden und Lehrenden, Einbindung von Studierenden in Forschungsschwerpunkte, Reduzierung des bürokratischen Abstimmungsaufwandes. Der erste Kunstgriff ist, dass im gesamten Studium konsequent auf das Vorschreiben von bestimmten Vertiefungen oder Profilen verzichtet wird (z. B. in Form eines Vorschreibens von zwei oder drei Profilen im Rahmen eines Masters). Studierende können neben dem zum Beispiel aus drei Modulen bestehenden Profil »Quantitative Methoden« auch nur jeweils ein Modul aus ganz anderen Profilen belegen. Studierende legen sich dann zwar auf ein Profil fest, aber sie können ihre restlichen Veranstaltungen aus dem breiten Modulangebot der Fakultät oder des Fachbereichs wählen. Sie können sich »ihren Master« aber auch frei aus allen von der Fakultät angebotenen Modulen zusammenstellen. Der zweite Kunstgriff ist, dass Module nicht nur einmal, sondern zwei- oder dreimal studiert werden können und so die Falle der (im Bachelor sinnvollen) zu kleingliedrigen Modulstruktur verhindert wird. Im Rahmen forschungsorientierter Masterstudiengänge wiederholen sich in der Regel angebotene Seminarveranstaltungen nicht, so dass diese von Studierenden im Prinzip ent-

weder im Rahmen ihres ersten, zweiten oder dritten Moduls in einem Themenfeld wie Gender oder Theorie belegt werden können. Im Vergleich zu einer Studienstruktur, in der Veranstaltungen immer nur einem Modul zugewiesen werden, erhöht das die Wahlmöglichkeiten für die Studierenden um ein Vielfaches.

Grundbedingung dafür, dass das Modell mit einem minimalen bürokratischen Aufwand funktioniert, ist, dass alle Module – und darüber hinaus alle Seminar- und Prüfungsformen – mit der gleichen Anzahl von Leistungspunkten belegt werden. Bei der Konzeption des Masters wurden die positiven Erfahrungen der Universität Bielefeld bei der Entwicklung einer neuen Studienkonzeption für den Bachelor aufgegriffen, in der durch die gleiche Leistungspunktgröße aller Module ein hohes Maß an Wahlmöglichkeiten für die Studierenden ermöglicht wurde.²

Jenseits von Mikromodulen und Megamodulen – Die Grundidee

In der Zwischenzeit wird immer deutlicher, dass Fakultäten und Fachbereiche zwar mit einer Entwicklung von 50 oder 60 sehr kleingliedrigen Modulen den Anschein von Wahlmöglichkeiten produzieren können, die Wahlmöglichkeiten faktisch jedoch eingeschränkt werden, weil – bei gleicher Kapazität – in den Modulen nur sehr wenige Veranstaltungen pro Semester angeboten werden können und die Studierenden aufgrund der Zeitrestriktionen durch andere Veranstaltungen bei der Wahl des Moduls in der Regel auf ein oder zwei Veranstaltungen festgelegt werden.

Alternativ wird deswegen an Fachbereichen und Fakultäten mit Großmodulen experimentiert. Dafür wird überlegt, beispielsweise alle Veranstaltungen in den Bindestrichsoziologien in einem Modul mit zum Beispiel vierzig Leistungspunkten zusammenzufassen. Die Studierenden können dann im Rahmen dieses Großmoduls aus einer Vielzahl von Veranstaltungen auswählen. Dieses unter dem Gesichtspunkt der Erhöhung der Wahlmöglichkeiten auf den ersten Blick attraktive Modell hat jedoch den Nachteil, dass

² Zu den Herausforderungen einer solchen Studienkonzeption im Rahmen der Bologna-Vorgaben und zu den konzeptionellen Überlegungen siehe das Working Paper 2/2012: http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan_Kuehl/workingpapers.html

Studierende kaum Anhaltspunkte für Orientierung erhalten. Eine selbstständige Profilbildung ist zwar durch die Kombination von Veranstaltungen möglich, wird jedoch kaum durch die Studienstruktur angeregt.

Das Bielefelder Modell wählt mit dem Konzept der »Mehrfachbelegung« von Modulen (also der dreifachen Studierbarkeit eines Fachmoduls, aber unterschiedlicher Veranstaltungen) einen Weg jenseits der Varianten »Mikromodule« und »Makromodule«. Dabei wird einerseits auf die Definition von Kleinstmodulen à la »Industrielle Beziehungen«, »Tauschtheorien« oder »feministische Erkenntnistheorie« verzichtet, andererseits aber auch die Beliebtheit von Großmodulen à la »Spezielle Soziologien« vermieden. Stattdessen werden – in der Regel entlang etablierter Bindestrichsoziologien wie Wirtschaftssoziologie, Politische Soziologie oder Geschlechtersoziologie – vergleichsweise groß gefasste Module gebildet, die von Studierenden einfach, zweifach (Vertiefung) oder dreifach (Profil) studiert werden können.

Für Angebote gerade in forschungs-, aber auch praxisorientierten Masterstudiengängen ist die Annahme absonderlich, dass eine wiederholte Modulbelegung den Studierenden keine neuen Erkenntnisse bringen kann. Es wäre naiv, davon auszugehen, dass ein Student, der ein Modul »Logik«, »Zeitgeschichte« oder »Humangenetik« belegt hat, sich in den zwei oder drei Veranstaltungen des Moduls alle notwendigen Kompetenzen in diesen Feldern angeeignet hat und deswegen zusätzliche andere Veranstaltungen im Fachgebiet »Logik«, »Zeitgeschichte« oder »Humangenetik« ihm nichts Neues bringen würden. Schließlich machen die Lehrenden ihr ganzes Wissenschaftlerleben lang nichts anderes, als in einem Feld »Mehrfachbelegung« – oder besser »Mehrfachbeschäftigkeit« – zu praktizieren. Permanent besuchen oder veranstalten sie Seminare und Konferenzen zu ihrem Forschungsgebiet, ohne dass sie irgendwann einmal abschließend die »Kompetenzziele« in Logik, Zeitgeschichte oder Humangenetik erreicht hätten und sich deswegen nicht mehr mit dem Thema auseinandersetzen müssten (oder gar dürften).³

3 Zu diesem Punkt siehe die gemeinsam mit den Fachschaften Soziologie und Fachschaften Sozialwissenschaften und Politikwissenschaft in Bielefeld entwickelten Einwürfe in die hochschulpolitische Diskussion im Rahmen des Wettbewerbs Unigestalten: <http://www.unigestalten.de/component/unigestalten/item/452.html>

Zur Einbettung eines »international track« in den Studiengang

Die Studienstruktur nach dem Bielefelder Modell ermöglicht es, problemlos einen internationalen Track zu integrieren. Der englischsprachige »international track« des Masters Soziologie stellt dabei keinen separaten Studiengang dar, sondern ist komplett in den Master integriert (es gelten die fächer-spezifischen Bestimmungen des Masterstudiengangs).

Das Angebot richtet sich an Studierende, die nicht über Deutschkenntnisse verfügen, aber in einem international ausgerichteten, englischsprachigen Studiengang in Bielefeld Soziologie studieren wollen; aber auch an deutschsprachige Studierende, die Veranstaltungen in englischer Sprache in ihr Studienprogramm des Masters Soziologie integrieren möchten sowie an Erasmus-Studierende und andere internationale Studierende, die für ein oder zwei Semester in Bielefeld studieren möchten. Wenn Master-Studierende englischsprachige Kurse im Umfang von mindestens 75 Leistungspunkten belegt haben, wird ihnen – ohne sich vorher in den »track« eingeschrieben haben zu müssen – ein entsprechendes Abschlusszertifikat ausgestellt.

Die Studienstruktur nach dem Bielefelder Modell ermöglicht es also auch Studierenden ohne Deutschkenntnisse, von dem breiten Angebot zu profitieren. So liegt der Schwerpunkt des internationalen Tracks zur Zeit bei den Modulen »Sozialstruktur« und »globale Welt«, bei denen das englischsprachige Angebot ausreicht, um jeweils ein Profil zu studieren. Diese können problemlos mit anderen englischsprachigen Seminarangeboten in anderen Modulen kombiniert werden. Studierende ohne Deutschkenntnisse können so zwar nicht das komplette Angebot der Fakultät nutzen, haben aber trotzdem eine vergleichsweise große Auswahl aus englischsprachigen Veranstaltungen.⁴

Die Vorteile der Studiengangsstruktur

Der Effekt des Masters nach dem neuen Bielefelder Studienmodell besteht darin, dass die Wahl eines Profils zu Beginn des Studiums nun nicht mehr den weiteren Studienverlauf festlegt. Studierende schnuppern jetzt durch das Belegen eines sehr breit definierten Moduls in ein Profil hinein und können

⁴ Zum internationalen Track gibt es ausführliche Informationen unter http://www.uni-bielefeld.de/soz/studium/international/international_track.html.

bei Interesse an einer Vertiefung das Modul noch zwei weitere Male belegen. Studierende belegen beispielsweise zum Kennenlernen eines Themenfeldes einmal das Modul »Arbeits- und Wirtschaftssoziologie« und dort zum Beispiel eine Veranstaltung (nicht Modul!) im Themenfeld »Soziologie der Arbeit und der Wirtschaft« und eine im Themenfeld »Dynamiken des Kapitalismus«. Wenn das Profil insgesamt nicht überzeugt, lässt man sich die Veranstaltungen als ein Modul »Arbeits- und Wirtschaftssoziologie« anrechnen. Wenn man Spaß an dem Themenfeld entwickelt, belegt man das Modul »Arbeits- und Wirtschaftssoziologie« zwei weitere Male und wählt dann beispielsweise Veranstaltungen aus dem Themenfeld »Umbrüche der Arbeit«. Durch die dreifache Belegung des Moduls ergibt sich dann quasi automatisch, dass man das Profil »Arbeits- und Wirtschaftssoziologie« belegt hat.

In dem neuen Modell stellt man den Studierenden letztlich frei, ob sie ihr Studium im Rahmen eines der sieben angebotenen Profile gestalten oder ob sie ihr Studium aus frei wählbaren Modulen eines Fachbereichs selbst zusammensetzen wollen. Damit haben sie die Möglichkeit, durch die Kombination ganz verschiedener Fachmodule konsequent entlang ihrer Interessen zu studieren. Studierende müssen also nicht eines der wenigen vorgeplanten Studienprofile übernehmen, sondern es kann in enger Abstimmung mit Lehrenden ein eigenes Studienprofil entstehen.

Im Gegensatz zu vielen anderen existierenden Masterprogrammen können Studierende sich jetzt durch die Wahl ihrer Veranstaltungen an einzelne Dozenten binden, weil das Belegen von Veranstaltungen bei einem Dozenten nicht mehr – wie bei einer Definition kleiner Module – durch die zufällige Zuordnung der Lehrenden zu einzelnen Veranstaltungen beschränkt wird. Aufwendige Mentorenprogramme werden dadurch unnötig, weil Studierende über die Wahl von Veranstaltungen selbst entscheiden können, mit welchen Dozenten sie näher zusammenarbeiten wollen. So kann auch ein breit konzipierter Master, der von über fünfzig Lehrenden bedient wird, im Hinblick auf Dozenten-Studierenden-Bindung konkurrenzfähig sein gegenüber den thematischen Mini-Masterstudiengängen mit ein oder zwei Lehrenden und wenigen Studierenden.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Dr. Anja-Kristin Abendroth, Bielefeld
Dr. Sabine Bollig, Walfderdange (Luxemburg)
Prof. Dr. Marc Breuer, Paderborn
Dr. Ulrike Deppe, Halle an der Saale
Prof. Dr. Lars Frers, Notodden (Norwegen)
Dr. phil. Jonas Grauel, Hamburg
Dr. phil. Eddie Hartmann, Potsdam
Prof. Dr. Jörg Michael Kastl, Rottenburg a. N.
Laura B. Kayser, Frankfurt am Main
Dipl.-Soz. Svea Korff, Hildesheim
Dipl.-Sozialwirt Uwe Lammers, M.A., Hamburg
Sebastian Link, M.A., Hamburg
Dipl.-Soz.wiss. Michaela Müller, Gießen
Dr. rer. soc. Clemens Noelke, Cambridge, MA
Prof. Dr. Sandra Rademacher, Flensburg
Dipl.-Soz.wiss. Torsten Rehn, Hannover
Dipl.-Soz. Maren Sauermann, Darmstadt
Anja Schmidt-Kleinert, M.A., Göttingen
Dr. Hagen Schölzel, Erfurt
Sonja Teupen, M.A., Hagen
Nurdin Thielemann, Halle an der Saale
Dr. phil. Hendrik Trescher, Frankfurt am Main
Dr. Sabrina Weber, Konstanz
Dr. phil. Katja Windisch, Basel

Neue studentische Mitglieder

Ina Friedrich, Chemnitz
Franziska Hohl, München
Michael Karbacher, Hamburg
Mareike Mandel, Berlin
Caterina Ruggenini, Hannover

Tobias Schmidt, Frankfurt am Main
Hauke Schmidt, Bremen
Alexander Seifert, Fällanden (Schweiz)
Laura Unsöld, Duisburg
Richard Zießler, Zwickau

Austritte

Janina Bartmann, M.A., Bremen
Dr. rer. soc. Manfred Burkhardt, Berlin
Sonja Buschka, M.A., Hamburg
Dr. Claudia Combrink, Köln
Dr. Frederik Funke, Kassel
Anton Georg Gölle, Mülheim (Ruhr)
Dipl.-Volksw. Karl-Wilhelm Grümer, Köln
Cornelius Gut, Ludwigsburg
Dipl.-Soz. Sandra Hanke, Bonn
Dipl.-Soz. Diana Joan Hug, Oersdorf
Katja Knöfel, Dresden
Benjamin Körner, Münster
Christian Ledig, M.A., Neustadt an der Weinstraße
Armin Leiber, M.A., Leichlingen
Dr. rer. pol. Jan Mewes, Umeå
Prof. Dr. Helga Reimann, München
Martin Schiele, Leipzig
Sonja Seger, M.A., Kaufbeuren
Serhat Ünaldi, M.A., Berlin
Mandy Varnholt, M.A., Ulm
Dipl.-Pol. Christian Wehrmann, Berlin

Verstorben

Prof. Dr. Martinus Emge, Bonn
Prof. Dr. Richard Grathoff, Oerlinghausen

Sektion Arbeits- und Industriosozologie und Sektion Wissenschafts- und Technikforschung

Bericht zur Herbst-Tagung 2013 »Neue Arbeits-Technik-Welten?«

Technik und Arbeit sind schon immer aufs Engste miteinander verzahnt. Technologische Innovationen und deren Diffusion prägen in nicht unerheblicher Weise Prozesse des Wandels von Arbeit und damit die konkrete Ausgestaltung von Arbeitsorganisation, Arbeitshandeln und Arbeitsbedingungen mit. Das gilt heute in besonderem Maße für digitale Technologien und das (mobile) Internet. Vor diesem Hintergrund fand am 7. und 8. November 2013 an der Universität Stuttgart eine gemeinsame Tagung der Sektion Wissenschafts- und Technikforschung und der Sektion Arbeits- und Industriosozologie statt. Die Tagung wurde unter dem Titel »Neue Arbeits-Technik-Welten? Digitalisierung, mobiles Internet und der Wandel der Arbeit« von Ulrich Dolata (Stuttgart; für die Wissenschafts- und Technikforschung) und Sabine Pfeiffer (München; für die Arbeits- und Industriosozologie) organisiert; am ersten Abend fanden parallel die Mitgliederversammlungen beider Sektionen statt.

Das Ziel dieser sektionsübergreifenden Herbsttagung war es, die empirischen und theoretischen Beiträge der Arbeits- und Techniksoziologie zu diesen Themen stärker als bisher aufeinander zu beziehen, zu einer kritischen Bestandsaufnahme der Veränderungen von Arbeitsorganisation, -handeln und -bedingungen durch digitale Technologien und das (mobile) Internet beizutragen und Perspektiven dieses Wandels zu diskutieren. Die gut besuchte Tagung ermöglichte einen lebendigen Austausch und zeigte die vielfältigen empirischen wie auch konzeptionellen Berührungspunkte beider Sektionen. In den Debatten zu einzelnen Vorträgen wie auch in der abschließenden Diskussion wurde gemeinsam um übergreifende Fragen jenseits einzelner Befunde gerungen: Wie relevant sind die benannten Phänomene in einer über den exemplarisch untersuchten Fall hinausgehenden Perspektive? Wie einschneidend sind die mit neuen digitalen Technologien einhergehenden Veränderungen in der Arbeitsorganisation und im Arbeitshandeln? Wie nachhaltig haben sich die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit verschoben? Wie wirken die neuen digitalen Technologien auf die inner- und außerbetrieblichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zurück? Vor allem aber: Wie lassen sich die benannten Phänomene jenseits griffiger Schlagwörter und exemplarischer Fälle theoretisch fassen und soziologisch verdichten? Für eine

Weiterführung des in Stuttgart intensivierten, sektionsübergreifenden Dialogs zu diesen Fragen wurde insbesondere in der Abschlussdiskussion von vielen Beteiligten plädiert.

Die insgesamt dreizehn ausgewählten Vorträge wurden in vier inhaltliche Blöcke gefasst. Eröffnet wurde der erste Block zu theoretischen Konzepten und empirischen Annäherungen durch *Andreas Boes* und *Tobias Kämpf* (München). Sie stellten das arbeits- und industriesoziologische Konzept der Informatisierung der Arbeit (Rudi Schmiede u.a.) vor und diskutierten vor diesem Hintergrund aktuelle Umbrüche der globalisierten Arbeitswelt, in denen sie vor allem einen auf die »Kopfarbeit« zielenden Industrialisierungstyp erkennen. Diesen theoretisch-konzeptionellen Einstieg ergänzte *Stefan Kirchner* (Hamburg) mit einem Einblick in die empirischen Konturen der digitalen Arbeitswelt. Auf Basis von Auswertungen eines Teildatensatzes des European Working Conditions Survey (EWCS) zeigte er u.a. den Anteil von Routinetätigkeiten mit dem Computer und demonstrierte, welche Unterschiede zwischen Computerarbeitsplätzen mit und ohne Internetnutzung relevant sind. Eine theoretische Kritik des Informationsbegriffs und des herrschenden Verständnisses von Informationsverarbeitung durch *Peter Brödner* (Siegen) und eine empirische Betrachtung des Zusammenhangs von Nichtwissen, Unsicherheit und Fehlermanagement in hochtechnisierten Organisationen von *Maximiliane Wilkesmann* und *Johannes Weyer* (Dortmund) rundeten den theoretisch-empirischen Einstiegsblock der Tagung ab. Dabei zeigten die empirischen Fallbeispiele aus dem Störfallmanagement an Bord von Verkehrsflugzeugen und im Kontext von Systemen für das so genannte Critical-Incident-Reporting in Krankenhäusern (dies war der Schwerpunkt der Darstellung von Maximiliane Wilkesmann), dass Organisationen hoch entwickelte Sicherheits- und Lernkulturen haben, um mit Unsicherheit und Nichtwissen in komplexen Systemen umzugehen. Peter Brödnert Beitrag dagegen lud zu einer Re-Diskussion der Begriffe »Zeichen« und »Information« ein und skizzierte, inwieweit eine derart semiotische Perspektive einen Beitrag leisten könne zur Erklärung von Kernproblemen im Umgang mit Computersystemen in der sozialen Praxis von Organisationen.

Nach dieser Grundlegung im ersten Block widmeten sich zwei Beiträge im nächsten inhaltlichen Tagungsblock Phänomenen neuer Arbeits- und Produktionsmodi. Dabei machte sich zunächst *Sascha Dickel* (Berlin) auf die Suche nach der schöpferischen Persönlichkeit im Kontext einer Renaissance des Do-it-yourself (DIY) in der Informationsökonomie. Er stellte dabei die eher utopistische FabLab-Bewegung, die vor allem mit der Technologie des

3D-Drucks verbunden wird, einem kommerziellen Online-Portal für handgefertigte Produkte gegenüber. *Heidmarie Hanekop* (Göttingen) legte ihren Fokus mit Blick auf neue Produktionsmodi vor allem auf das Verhältnis zwischen beteiligten Unternehmen und den produzierenden Usern und zeigte anhand von Open Source und anderen usergenerierten Services im Web 2.0, dass sich hier Machtstrukturen bilden, die nicht nur in eine Richtung gehen. Beide Beiträge und die Diskussionen dazu verdeutlichten erneut die Herausforderung, im Kontext aktueller technischer Entwicklungen immer wieder aufs Neue den empirischen und konzeptionellen Spagat zwischen Phänomenbeschreibung, der Analyse mit bewährten soziologischen Kategorien und deren Infragestellung hinzubekommen.

Der zweite Tag wurde eröffnet mit einem weiteren inhaltlichen Block; dieser versammelte vier Beiträge, die in ihrer Unterschiedlichkeit die empirische Vielfalt neuer Arbeits-Technik-Welten deutlich machten. So diskutierte *Ines Langemeyer* (Karlsruhe) unterschiedliche arbeitssoziologische Konzepte vor dem Hintergrund empirischer Einblicke in Arbeit mit (teil-)autonom handelnder Technik (bspw. in der Medizintechnik) und plädierte abschließend dafür, der Lernförmigkeit von Arbeit stärkere konzeptionelle Beachtung zu schenken. Mit ethnomethodologischen Einblicken in die Arbeit im digitalisierten Gebäudemanagement führten *Thomas Berker* (Trondheim) und *Florian Muhle* (Bielefeld) die Reihe der empirisch fokussierten Beiträge weiter. Mit ihrem Fokus auf die alltägliche Praxis der De- und Re-Lokalisierung stellten sie dabei gängige, deduktiv abgeleitete Dualismen (Mensch/Maschine, lokal/global etc.) auch konzeptionell in Frage. *Tanja Carstensen* (Hamburg-Harburg) schloss mit empirischen Einblicken in die Anforderungen an Beschäftigte und deren Interessenvertretungen im Kontext betrieblicher Web-2.0-Nutzung an. Auf der Basis zweier empirischer Projekte zeigte sie, welche Anforderungen sich an die Subjekte insbesondere durch das permanente Management der Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen sowie zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre stellen. Schließlich rundete *Wolfgang Ludwig-Mayerhofer* (Siegen) den Reigen der empirischen Vielfalt dieses Blocks mit der sonst wenig erforschten Digitalisierung der Arbeitsverwaltung ab und zeichnete nach, wie Arbeitsvermittler im Spannungsfeld zwischen den Handlungsanforderungen des Arbeitgebers, der arbeitslosen »KundInnen« und den Setzungen der EDV agieren. Alle vier Beiträge dieses Blocks lenkten den Blick besonders auf die Beschäftigten und ihr konkretes und praktisches Handeln im – jeweils spezifisch informatisierten – Arbeitsalltag.

Die letzten Beiträge der Tagung drehten sich um Perspektiven beider Sektionen zu den Schlagwörtern Industrie 4.0, Cloud und RFID. Dabei fokussierten *Michael Eggert* und *Daniel Kerpen* (Aachen) auf Veränderungen im Bereich der Produktionsarbeit. Sie zeigten in ihrem Beitrag nicht nur, dass *Cloud Computing* zu neuen Entgrenzungspänomenen und erhöhten Anforderungen an interorganisationales Vertrauen führt, sondern prognostizierten zudem veränderte Berufsbilder im Zusammenhang mit Industrie 4.0. *Cloud Computing* wurde dabei als Basistechnologie für das Paradigma von Industrie 4.0 gefasst und Auswirkungen vor allem für die Arbeitsformen und –beziehungen des Personals an der Maschine und im technischen Service beschrieben. *Ulf Ortmann* (Bielefeld) konfrontierte abschließend zwei unterschiedliche empirische Felder des RFID-Einsatzes – tayloristisch organisierte Produktionsarbeit in der Textilbranche und öffentliche Dienstleistungsarbeit in einer Bibliothek – und zeichnete nach, was praktisch passiert, wenn RFID-Etiketten in Alltagsgegenstände und Arbeitsabläufe integriert sind, und wie Beschäftigte und (mitarbeitende) KundInnen damit umgehen. Mit Popitz und den *Science Technology Studies* arbeitete Ortmann zudem heraus, wie die Technik einen mehrstufigen Leistungsanspruch konstituiert, auf den nicht intuitiv und automatisch, sondern konkret handelnd und zunehmend routinisierend reagiert wird.

Die Tagung bot sektionsübergreifend eine inspirierende Mischung von theoretisch reflektierenden und empirisch orientierten Beiträgen, die sich um einen Brückenschlag zwischen techniksoziologischen und arbeits- bzw. industriesoziologischen Konzepten bemühten. Teils in den Vorträgen selbst, durchgängig aber in den lebendigen Diskussionen in ihrer Folge wurden Potenziale einer integrierten Betrachtung spürbar. Der in Stuttgart begonnene Brückenschlag zwischen beiden Sektionen ist sicher noch nicht abgeschlossen und wird fortgeführt werden. Der mit der gemeinsamen Herbsttagung 2013 begonnene Diskurs wird zudem einen schriftlichen Niederschlag finden, da ein Großteil der Beiträge in der nächsten Ausgabe der Arbeits- und Industriesoziologischen Studien – des E-Journals der Sektion – veröffentlicht wird.

Sabine Pfeiffer und Ulrich Dolata

Sektion Land- und Agrarsoziologie

Herbstsymposium »Die Tiere (in) der Gesellschaft« am 8. und 9. November 2013 an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Vor einem Jahrzehnt beklagte Hilary Tovey in einem Beitrag der Zeitschrift *Sociologia Ruralis* die Unsichtbarkeit der Tiere in der sozialwissenschaftlichen Analyse der Mensch-Natur-Verhältnisse. Sie stellte fest, dass Tiere, der Umgang mit ihnen und ihre Nutzung einen zentralen Stellenwert in der ländlichen Gesellschaft einnehmen. Es sei deshalb eine zentrale Aufgabe der Land- und Agrarsoziologie an der Theorieentwicklung der Mensch-Tier-Verhältnisse mitzuwirken. Sie plädierte für ein gesellschaftliches Paradigma, das zumindest die domestizierten Tiere in die Gesellschaft einbeziehe, da ihr Schicksal von durch Ungleichheit und Hierarchien geprägten sozialen Beziehungen bestimmt werde.

Auch der für das »Handwörterbuch der ländlichen Gesellschaft« von Karin Jürgens verfasste Überblicksbeitrag »Mensch-Nutztier-Beziehung« machte diese Forschungslücke sehr deutlich. Sie betont über die ungleichen sozialen Beziehungen hinaus den Wandel der Orientierungs- und Deutungsmuster im Umgang mit Nutztieren. Ihre dringliche Forderung nach »mehr Forschung« ist nicht ungehört geblieben. In den vergangenen Jahren ist das Feld der »Human-Animal Studies« neu erstanden, in dem sich Forschergruppen neu konstituiert haben und zahlreiche Publikationen erschienen bzw. angekündigt sind.

Vor diesem Hintergrund war es das Ziel des Herbstsymposiums der Sektion Land- und Agrarsoziologie, den Versuch einer Bestandsaufnahme zu unternehmen und eine Brücke zwischen Land- und Agrarsoziologie und Human-Animal Studies zu schlagen. Dabei hat man sich bei der Konzeption der Tagung bewusst nicht auf die Formen der landwirtschaftlichen Nutzung beschränkt, um ein zu enges Verständnis der Thematik auszuschließen, aber auch, da die besondere Stellung der landwirtschaftlichen Nutztiere in der Gesellschaft und der sich ändernde Blick auf diese Form der Nutzung gerade durch den Vergleich mit anderen und bisher kaum wahrgenommenen Nutzungsformen herausgearbeitet werden kann.

Das Symposium begann mit einem eher ungewöhnlichen Einstieg den die Organisatoren, da es sich um eine Sektionsveranstaltung handelte, aber aus gegebenem Anlass bewusst gesetzt haben. In einer Mittagsvorlesung zum Thema »Der ›Ort des Nationalsozialismus‹ in der Land- und Agrarsoziologie – betrachtet vor der aktuellen Debatte in der deutschen Soziologie«

griff *Heinrich Becker* (Braunschweig) die jüngeren Diskussionen in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie auf und brachte den TeilnehmerInnen die spezifische Entwicklung der Land- und später der Land- und Agrarsoziologie in Erinnerung.

Den inhaltlichen Auftakt des eigentlichen Symposiums bildete dann der theoretisch ausgerichtete Vortrag von *Dennis Kirschsieper* (Duisburg-Essen), der die multiplen und höchst verschiedenartigen Mensch-Tier Verhältnisse der modernen Gesellschaft als Ausdruck zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung interpretierte. Er schaffte eine durchaus kontrovers diskutierte, theoretische Grundlage, die im weiteren Verlauf der Tagung immer wieder aufgegriffen wurde. Verschiedene Bereiche, wie beispielsweise Familie, Wirtschaft, Medizin, Politik, Recht oder Religion, so der Befund, ziehen individuell Grenzen zwischen Mensch und Tier, skizzieren ein eigenes Menschen- und Tierbild und legen eigene Inklusions- bzw. Exklusionsbedingungen für Menschen und Tiere fest.

Diesen theoretischen Ausführungen hatten die Organisatoren anschließend bewusst empirische Zugänge gegenübergestellt. Die Haltung von Pferden als Sporttiere war unmittelbar anschließend Gegenstand eines Vortrags von *Christina Ikinger* und *Katharina Wiegand* (Göttingen) zu den »Reitsportmotiven und Tierwohleinstellungen bei Pferdesportlern« sowie einer »Studie in geschlechtersoziologischer Perspektive auf das sportliche Nutztier Pferd« von *Nicole Kirchoff* (Dortmund). Der erste der beiden Beiträge zeigte unter anderem, dass sich die Beziehung von Mensch und Pferd im Laufe der Lebensentwicklung des Menschen verändert, da die Beweggründe des Menschen zu reiten insbesondere durch das Alter beeinflusst werden. Nicole Kirchoff analysierte, wie im Feld des Dressurreitens sich mit dem Wandel der gesellschaftlichen Funktionen von einer militärischen zu einer sportlichen Aktivität auch die Zuordnung des Dressurreitens zu Geschlechterrollen gewandelt hat, aber in scheinbar paradoxer Weise die ursprünglichen männlichen Konnotationen in den Denkweisen und den Regeln bewahrt wurden.

Zwei Beiträge thematisierten Mensch-Tier Beziehungen in Arbeitsverhältnissen. *Marvel Sebastian* (Hamburg) skizzierte eine Studie zum Thema der »Ambivalenzen der Arbeitssituation und Umgangsweisen von Schlachthofarbeitern« und *Theodor Fock* (Neubrandenburg) fasste in seinem Überblicksbeitrag die Befunde kleinerer Studien zu den »Arbeitsbedingungen in der landwirtschaftlichen Tierhaltung« zusammen. Insbesondere die Innovationsschübe in den Informations- und Steuerungstechnologien haben in den letzten Jahren die Arbeit in der Tierhaltung qualitativ verändert.

Unter dem Titel »Zootiere und Artenschutz: ein Legitimationsproblem?« wurde die Entwicklung des Zoos zum Naturschutzzentrum, in dem der Artenschutz im Vordergrund steht, von *Julia Siegmundt* (Bern) betrachtet. Aus ihrer Sicht kann der Zoo als Heterotopie im Sinne Foucaults studiert werden, ein anderer Raum, der irgendwie mittendrin in der Gesellschaft ist, aber nach einer eigenen, inneren Logik funktioniert.

Stephan Lorenz und *Kerstin Stark* (Jena) stellten erste Befunde eines Projektes zum Bienensterben vor. Gegenstand des Vortrages waren die Ergebnisse einer Studie zur Stadtimkerei in Berlin. Während die Bienenbestände insgesamt und global abnehmen, lässt sich gleichzeitig seit einigen Jahren ein Trend zur Bienenhaltung in Berlin wie auch in großen Städten feststellen. Es entbrach eine leidenschaftliche Debatte, ob dieses städtische Phänomen nicht auch in ländlichen Regionen zu finden ist. Ein Frage, die in der weiteren Forschung zu beleuchten ist.

Die Nutzung von Tieren für therapeutische Zwecke und im gesellschaftlichen Umgang mit dem Sterbeprozess sind ebenfalls relativ neue Formen von Mensch-Tier Verhältnissen. *Katja Pohlheim* (Bielefeld) reflektierte die zunehmende Nutzung von Tieren in der Therapie. Sie selbst legt ihrer Arbeit einen sozialkonstruktivistischen Ansatz zugrunde und differenzierte das Mensch-Tier Verhältnis nach ästhetischen, wissenschaftlichen, symbolischen und wirtschaftlichen Aspekten. Sie plädierte für mehr mikrosoziologische Forschung. Tiere können dem Menschen aber auch als Sterbebegleiter zur Seite stehen. Über die Bedeutung von Tieren am Lebensende, die u.a. als »extra dose of pain medicine« beschrieben werden, berichtete *Michaela Thönnies* (Zürich) in einem mit Katharina Liebe gemeinsam verfassten Beitrag. Aus soziologischer Perspektive sei es wünschenswert, die Mensch-Tier Beziehungen als sozialkulturelles Repertoire in der modernen Dienstleistungsgesellschaft auf ihr Potential zur Verbesserung des Sterbeprozesses vertiefend zu untersuchen.

Am Abschluss der Veranstaltung standen öffentliche Kontroversen um Formen der landwirtschaftlichen Tierhaltung. *Wolfgang Sucharowski* und *Dorit Sorge* (Rostock) untersuchten, wie in einem öffentlichen Online-Dialog über Tiere gesprochen wurde. Sie zeigten, dass sich die Akteure in dem Forum nicht auf einen Dialog einließen, sondern im Wesentlichen nur ihre eigenen Positionen deutlich machten. Aus der Analyse der Sprache und der Dialoge konnten aber unterschiedliche ethische Standpunkte extrahiert werden. Hiermit ist es zumindest möglich, die Verständigungsschwierigkeiten der beteiligten Akteure transparent und somit für die weitere Kommunikation

nutzbar zu machen. *Lutz Laschewski* (Cottbus) untersuchte am Beispiel von Mecklenburg-Vorpommern die Frage der räumlichen Verteilung von Protest gegen Tierhaltungsanlagen. Dazu stellte er verschiedene theoretische Erklärungsansätze gegenüber. Er kommt zu dem Schluss, dass Theorien, die den Wandel der ländlichen Sozialstruktur und die Ansätze der Bewegungsforschung verbinden, die räumlichen Muster von Protest am besten abbilden können.

Das Symposium verlief in einer konstruktiven Atmosphäre, in der die Wissenschaftler sehr verschiedener Fachrichtungen unterschiedliche Perspektiven einbrachten. Viele der vorgestellten Arbeiten befanden sich noch in einem frühen Arbeitsstadium, und es gab Raum und Bereitschaft, konzeptionelle und methodische Fragen ausführlich zu diskutieren. Die konstruktive Kommunikation wie auch die Vielfalt der Zugänge auch am Ende der Veranstaltung wurden von den Teilnehmern des Symposiums lobend hervorgehoben.

Insgesamt ist das Feld der Human-Animal Studies in Deutschland erst im Entstehen. In Hinblick auf seine Institutionalisierung und Einbeziehung der Mensch-Tier Beziehungen in die soziologische Forschung erscheint die Land- und Agrarsoziologie als ein geeigneter Ort, wenn sie, wie es in dieser Tagung erfolgreich gelungen ist, von einem übergreifenden Verständnis der Mensch-Nutztier Verhältnisse in der Gesellschaft ausgeht und sich nicht auf die landwirtschaftlichen Formen der Tiernutzung beschränkt.

Ganz offensichtlich besteht aus inhaltlicher Sicht aber auch ein großer Bedarf an Theorieentwicklung und -integration. Aus einer differenzierungstheoretischen Sicht könnte man sagen, dass die in der Tagung immer wieder aufkommenden, empfundenen Ambivalenzen in den Mensch-Tier Verhältnissen aus den strukturellen Kopplungen der Systeme, aber gleichzeitig auch der physischen mit den kognitiven und emotionalen Ebenen resultieren. Aber die Systemtheorie ist mitnichten das einzige denkbare Theorieangebot. Gerade diese physische, körperliche Ebene des Mensch-Tier Verhältnisses lässt es sinnvoll erscheinen, sich auch solchen Theorieansätzen zu nähern, die wie die Akteur-Netzwerk Theorie von Latour oder Praxistheorien der Körperlichkeit, aber auch der relativen Autonomie der Tiere selbst, mehr Raum geben. Einige der vorgestellten Arbeiten lassen auf originelle, theoretische Konzeptionen in nicht zu ferner Zukunft hoffen.

Im Rahmen des Symposiums fand die Mitgliederversammlung der Sektion statt. Thematisiert wurden u.a. die Entwicklung der Sektion, Berichte aus Fachgebieten sowie die Planungen zum Soziologiekongress 2014 in Trier. Des Weiteren wurde eine neue Geschäftsordnung verabschiedet. Als neue Sprecher der Sektion wurden Lutz Laschewski (erster Sprecher), Simone Helmle (stellvertretender Sprecherin) und Ralf Nolten einstimmig (wieder-) gewählt. Claudia Neu schied aus der Sprechergruppe der Sektion aus.

Maria Meinert

Sektion Politische Soziologie und Sektion Wirtschaftssoziologie

Bericht zur Arbeitstagung »Soziologische Perspektiven auf Resilienz. Theoretische und empirische Zugänge zu Resilienz in politischen und wirtschaftlichen Handlungsfeldern«

Aktuell erfährt die Resilienzforschung in den unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen große Aufmerksamkeit, so auch in der Soziologie. Über diesen Weg finden wieder vermehrt Themenstellungen Eingang, welche die Krisenanfälligkeit von Gesellschaften bzw. gesellschaftlichen Teilbereichen thematisieren und darüber hinaus nach ihrer Resistenz fragen. Das Ziel der gemeinsamen Arbeitstagung der Sektionen Politische Soziologie sowie Wirtschaftssoziologie war es daher, nach soziologischen Zugängen zur aktuellen Resilienzforschung zu fragen sowie ausgewählte Beiträge aus der Politischen Soziologie wie auch aus der Wirtschaftssoziologie, die sich der Resilienzforschung zurechnen lassen, einem breiten und interessierten Fachpublikum zu präsentieren und somit auf den aktuellen Stand der Forschung hinzuweisen. Die Arbeitstagung der Sektionen fand am 5. und 6. Dezember 2013 in den Räumen der Universität Trier statt und wurde von Martin Endreß (Trier), Sprecher der Sektion Politische Soziologie, und von Andrea Maurer (Trier), Sprecherin der Sektion Wirtschaftssoziologie, organisiert und ausgerichtet.

Andrea Maurer eröffnet die gut besuchte Tagung und führt das Plenum in die Thematik der Sitzung ein. Der anschließende Eröffnungsbeitrag von *Wolfgang Bonß* (München) geht auf die unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Traditions- und Entwicklungslinien des Resilienzkonzeptes ein und verweist auf mögliche Potenziale, die sich an Hand des Resilienzkonzepts erschließen lassen.

Bonß rekonstruiert im weiteren Verlauf seines Vortrags die zwei Hauptströmungen sozialwissenschaftlicher Resilienzforschung und zeigt, dass der erste Strang Resilienz als die soziale Fähigkeit thematisiert, welche die bestehenden Strukturen aufrechterhält bzw. diese gegenüber internen wie auch externen Störungen verteidigt. Ansätze, die soziale Resilienz als Anpassung an bzw. als Veränderungsleistung sozialer Systeme gegenüber Stresssituationen problematisieren, können dem zweiten Theoriestrang zugerechnet werden.

Im anschließenden Themenblock stehen Beiträge im Vordergrund, die theoretische Zugänge deutlich machen. *Michael Schmid* (München) plädiert in seinem Vortrag dafür, dass soziologische Forschung theoriegeleitet erfolgen muss, und weist in diesem Zusammenhang auf die Vorzüge erklärender Mehrebenen-Modelle auch im Bereich der Resilienzforschung hin. Ausgehend von der Kritik am strukturfunktionalistischen Gleichgewichtsmodell Parsons argumentiert Schmid, dass sehr wohl gesellschaftliche Istzustände existieren, die keine eindeutigen Gleichgewichte kennen und trotzdem stabil sind; in diesem Kontext verweist er auf die Möglichkeiten der Resilienzforschung und plädiert im Rahmen einer erklärenden Soziologie für die Integration von Modellen, die es erlauben, soziale Mechanismen in den Erklärungszusammenhang, wie bspw. Schwellenwertmodelle, einzubeziehen, um so die Frage der Resilienz angemessen zu theoretisieren. *Daniel F. Lorenz* (Berlin) nimmt in seinem Vortrag wie sein Vorredner eine dezidiert theoretische Perspektive ein und rekonstruiert in einem ersten Schritt die Ursprünge der Resilienzkonzeption, um im Anschluss daran die zentralen sozialwissenschaftlichen Ansätze der Katastrophenforschung zu thematisieren. Lorenz schlussfolgert, dass sich mit dem *Coping Capacity* Ansatz kulturelle wie auch soziale Deutungsmuster erkennen lassen; wohingegen sich mit dem *Participative Capacity* Ansatz Fragen der aktiven Gestaltung von bspw. Transformations- sowie Bewältigungsprozessen bearbeiten lassen. Im zweiten Block stehen Beiträge im Vordergrund, die empirische Resilienzanalysen beinhalten. *Gabriela Christmann* (Berlin-Erkner) thematisiert sog. Vulnerabilitätsphänomene und die darauf ausgerichteten Resilienzstrategien in urbanen Räumen. Sie erhellt den Zusammenhang zwischen den von den städtischen Akteuren wahrgenommenen Gefahren einerseits und den darauf aufbauenden Sicherheits- und Anpassungsmaßnahmen andererseits. So zeigt Christmann anhand von Untersuchungen, wie etwa am Beispiel der Städte Lübeck und Rostock, dass aufgrund unterschiedlicher lokalkultureller Wissensbestände und finanzieller Ressourcen unterschiedliche Vulnerabilitäts-

wahrnehmungen auftreten und somit unterschiedliche Resilienzstrategien verfolgt werden, obwohl beide Hansestädte identischen Bedrohungsszenarien ausgeliefert sind, die sich aus dem prognostizierten Klimawandel ergeben werden. *Markus Keck* (Bonn) zeigt in seiner Feldstudie, dass Märkte aus eigener Kraft Resilienzen entwickeln, welche die Verteilungs- und Koordinationsmechanismen aufrechterhalten sowie die Versorgung der Nachfrageseite mit Gütern sicherstellen. Keck zeigt konkret am Lebensmittelmarkt der Millionenstadt Dhaka, dass trotz der globalen Nahrungskrise in den Jahren 2007 und 2008 sowie zahlreicher Naturkatastrophen, die Bangladesch heimsuchten, die Lebensmittelversorgung der Millionenstadt ohne staatliche Unterstützung aufrechterhalten werden konnte. Keck argumentiert auf der Grundlage seiner Daten, dass es die Netzwerke der Anbieter sind, die gegenseitige Unterstützung und Vertrauensbeziehungen entstehen lassen, welche die Lebensmittelmärkte in Dhaka resilient machen. *Sebastian Nessel* (Graz) zeigt am Beispiel des Lebensmittelmarkts, dass Verbraucherorganisationen Marktvulnerabilität verursachen können, da sie die Erwartungen der Marktteilnehmer beeinflussen. Nessel rekonstruiert in einem ersten Schritt zentrale Annahmen der Wirtschaftssoziologie, die im Kern davon ausgehen, dass Märkte sozial strukturiert sind bzw. über die unterschiedlichen Rahmenbedingungen, wie etwa Institutionen sowie kulturelle Muster die Erwartungen der Marktteilnehmer stabilisieren. Ausgehend von seiner Beobachtung fragt Nessel nach denen, die diese Marktstrukturen beeinflussen und zu verändern vermögen. Auf der Grundlage der von ihm erhobenen Daten zeigt er sodann, dass auf dem Markt für Lebensmittel Verbraucherorganisationen zu den Vulnerabilitätsfaktoren gezählt werden können, doppelsinnigerweise diese aber auch den Markt resilient machen, da sie der Anbieterseite Informationen bereitstellen, die Aussagen über die Präferenzen der Konsumenten enthalten.

Der zweite Tag der Konferenz widmet sich den Ursachen und Anfangsbedingungen von Resilienzprozessen. Eine von *Oliver Ibert* (Berlin-Erkner) initiierte Arbeitsmarktstudie bildet die Grundlage seines Vortrags, präziser: der Arbeitsmarkt für Musicaldarsteller, welcher gerade durch seine Eigen dynamiken für die Resilienzforschung von Bedeutung ist. Ibert zeigt, dass sich die individuellen Karrierepfade bezogen auf die Resilienzstrategien über den Zeitverlauf strukturell ähneln, in der Ausformung jedoch individuellen Mustern folgen. Es wird deutlich, dass es zu Beginn der Karriere für die Akteure wichtig ist, sich der Marktnachfrage anzupassen, wohingegen es in der zweiten Hälfte für das berufliche Fortkommen zunehmend relevant wird,

Strategien zu entwickeln, die es den Darstellern ermöglichen, ein breites Stellenprofil zu entwickeln, um eine Nachfrage nach der eigenen Arbeitsleistung zu generieren oder aber abseits des Arbeitsmarktes für Musicaldarsteller Anstellungsmöglichkeiten zu finden.

Aufhänger des Beitrags von *Peter Imbusch* (Wuppertal) ist die bisher wenig untersuchte Frage, wie Menschen mit Gewalt umgehen. In diesem Zusammenhang thematisiert Imbusch die Frage der Resilienz und Gewalt in lateinamerikanischen Städten, um dann auf die Resilienz-Problematik bei Formen von endemischer Gewalt in urbanen Räumen einzugehen; er zeigt, dass die Herausbildung von urbaner Resilienz unter anderem von der Art der vorherrschenden Gewalt und deren Dauerhaftigkeit abhängig ist. Imbusch weist ebenso darauf hin, dass Resilienzstrategien auf unterschiedlichen sozialen Ebenen angesiedelt sind, wie bspw. auf der personalen aber auch auf der Gemeinschafts-Ebene und meint hier insbesondere den Aufbau von sozialen Bindungen, welche wiederum soziale Kontrolle ermöglichen sowie gegenseitiges Vertrauen und Loyalität schaffen. Als Resümee fordert er aber, dass der Begriff der Resilienz präziser gefasst werden muss, da ansonsten die Gefahr besteht, dass über das Konzept der Resilienz bestimmte Umgangsweisen mit Gefahren legitimiert werden.

Der letzte Vortrag der Tagung wird von *Stefan Kaufmann* (Freiburg) gehalten, in welchem er die unterschiedlichen Aspekte einer Genealogie von Resilienz im momentanen Sicherheitsdiskurs zum Thema macht; er stellt darüber hinaus die Frage nach den Bedingungen, unter welchen unbedeutende wissenschaftliche Konzepte zu den dominierenden Konzeptionen des aktuellen Sicherheitsmanagements aufsteigen konnten. Kaufmann argumentiert, dass das Konstrukt der Vulnerabilität die Verletzbarkeit einer hochgradig vernetzten Gesellschaft meint und darüber hinaus der Logik des *Worst Case* folgt. Daher folgen auch Resilienzkonzepte der Logik des *Worst Case*. Anhand unterschiedlicher Bedrohungslagen wie etwa atomarer Kriege oder Hackerangriffe veranschaulicht er seine Überlegungen. Zum Abschluss der Tagung geht *Martin Endreß* auf die wesentlichen Themen der Tagung ein und leitet die spannende Abschlussdiskussion.

Die Arbeitstagung hat gezeigt, dass der momentane »Hype« des Resilienzkonzeptes mehr als begründet ist, da sich mit diesem Konzept für die Soziologie wichtige und vielversprechende Themenfelder erschließen und darüber hinaus auch Brücken zu benachbarten, sozialwissenschaftlichen aber auch technischen Disziplinen schlagen lassen.

Sektion Professionssoziologie

Tagung »Wissens- und Lernkulturen der Universität des 21. Jahrhunderts«

Das Werk »Wissenskulturen« von Karin Knorr Cetina aus dem Jahr 1999 prägte einen Begriff von wissenschaftlicher Praxis, der mit der Vorstellung eines einheitlich und konsistent verlaufenden Erkenntnisfortschritts brach und die je spezifischen »Mechanismen« einer Disziplin zur Wissenserzeugung und Wissensdurchsetzung beleuchtete. An diesen selbstkritischen Blick anknüpfend die internationale Fachtagung fand am 5. und 6. Dezember 2013 am Karlsruher Institut für Technologie statt. Die von der DFG geförderte Tagung wurde im Rahmen des Projekts »Lehre hoch Forschung« von Ines Langemeyer (Tübingen) in Zusammenarbeit mit Michaela Pfadenhauer für die Sektion Professionssoziologie und Martin Fischer (beide Karlsruhe) organisiert. Ziel war es, das Potenzial von forschungsorientierten Lehr-Lernmethoden und BMBF-Fördermaßnahmen des Qualitätspakts Lehre aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln und aus internationaler Perspektive zu betrachten. Wissens- und Lernkulturen wurden dabei nicht nur als didaktischer Gegenstand, sondern auch im Spiegel einer veränderten Forschungs- und Wissenschaftspolitik, eines Umgangs mit Wettbewerbsfaktoren und Erwartungen an eine universitäre Organisationsentwicklung sowie als Problem der sich abzeichnenden Akademisierung der Berufswelt diskutiert.

Karin Knorr Cetina (Chicago) stellte Ergebnisse neuer Untersuchungen vor, bei denen sie den begrifflich-methodischen Ansatz zu »Wissenskulturen« erläuterte und um die *information knowledge culture* im Hinblick auf den Handel an globalen Finanzmärkten erweiterte. Mit ihrem Vortrag hielt sie so einen produktiv irritierenden Spiegel für die heutige Wettbewerbs-Universität bereit. Im Lichte der kulturellen Bedeutung des Börsengeschehens wurde bedenkenswert, wie (informationstechnologisch anhand von Algorithmen automatisch erzeugte) Indikatoren Macht über die Händler gewinnen und deren *epistementality* bestimmen: Gemeint ist eine Mentalität, die Überzeugungen über die korrekte Verteilung, Handhabung und Anwendung von Wissen festlegt. Auch wenn Börsenhändler – ähnlich wie Wissenschaftler – dabei nicht mit eindeutigen Informationsständen konfrontiert sind, ist für sie weniger der Erkenntnis-, als der Neuigkeitswert von Wissen bedeutsam. Wissen hat damit keine Geschichte mehr, die bloße Differenz entscheidet. So wird der Unterschied zwischen wissenschaftlich geprüftem Wissen und Meldungen, Falschmeldung bzw. Gerüchten nivelliert allein der Informationsvorsprung, der Geldbewegungen auf den Märkten antizipiert, verschafft Vorteile. Im Hinblick auf die Universität stand damit

die Frage im Raum, welche Macht (jenseits einer eventuell neutralen Erkenntnis) die immer stärker in den Vordergrund gerückten Indikatoren in der Wissenschaft haben und welche Wissenskulturen sie befördern: Werden sie über wissenschaftliche Leistungen gebildet, um den Wettbewerb zwischen Universitäten anzufachen und Forschungsaktivitäten zu steuern? Wirken sie für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht ebenso wie für Börsenhändler wie eine verfügende Anordnung?

Bernhard Schmidt-Hertha (Tübingen) verdeutlichte in seinem Vortrag einen ersten Aspekt dieses Problems: Er kritisierte die ungenügende Aussagekraft von Leistungsindikatoren, die das Einwerben von Drittmitteln, den Erhalt von Forschungspreisen und Ähnlichem zur Bewertung von Studienstandorten in Rankings verrechnen, aber der Qualität der Lehre kaum Aufmerksamkeit schenken. Ferner sei der Zusammenhang zwischen Forschungsleistungen und Lehrqualität kaum untersucht. Einen anderen Aspekt thematisierte *Joaben Gläser* (Berlin). Er machte mit einer international vergleichenden Untersuchung Unterschiede in der Förderpolitik und ihre Bedeutung für Innovationsprozesse fest. Insbesondere der Erhalt einer institutionellen Vielfalt wurde als innovationsförderlich herausgestellt, die bei einer Anpassung der Universitäten an das New Public Management und einer stärkeren Orientierung auf externe Formen der Forschungsförderung jedoch leiden kann. Ein Vergleich zwischen den Niederlanden und Deutschland belegte, wie das kleinere Land die Vielfalt einschränkte und in wichtigen Forschungsunternehmungen wie der Bose-Einstein-Kondensation von Atomen, der Evolutionsbiologie, der computerisierten Korpuslinguistik und auch in einer Large-Scale-Erhebung über SchülerInnen und Studierende weniger Innovationen hervorbrachte, während das größere Nachbarland trotz des Wettbewerbsdrucks Vielfalt aufrechterhalten konnte. *Uwe Wilkesmann* (Dortmund) behandelte Auswirkungen der Governance von Universitäten anhand einer vergleichenden Untersuchung von transaktionaler und transformationaler Führung. Eine Regressionsanalyse zu Motivationen und Orientierungen von Lehrenden zeigte, dass die typisch unternehmerische Managementform, die (wie die transaktionale Führung) mit Leistungsanreizen und Kontrolle operiert, anstatt (wie die transformationale Führung) auf Vertrauen, Respekt und intellektuelle Anregung zu setzen, für die Verbesserung der Qualität in der Lehre eher keine Wirkung hat. Lernkulturen könnten folglich besser durch transformationale als durch transaktionale Führungsstile unterstützt werden.

Facetten der aktuellen Herausforderungen für die universitäre Lehre wurden durch mehrere empirische Untersuchungsergebnisse beleuchtet. *Cathrine*

Hasse (Aarhus) thematisierte, wie Universitäten Elemente von Alltagskulturen aufnehmen, und zeigte beispielhaft, wie in den Naturwissenschaften mit Hilfe von Science-Fiction Studienmotivation aufgebaut wird, wie Motive aus Büchern und Filmen die subjektive Bedeutung von Lerninhalten mit konstituieren und in der Vermittlung der wissenschaftlich »harten Fakten« zum Teil von Lehrenden bewusst tradiert werden. *Monika Nerland* und *Karen Jensen* (Oslo) gingen der Frage nach, inwieweit die Lehre von außeruniversitären Experten-Kulturen beeinflusst wird. Am Beispiel einer Untersuchung zu Jura-Studierenden wurde in Anlehnung an den Ansatz von Knorr Cetina erforscht, wie die Praxis in Anwaltskanzleien Studierende, sobald sie damit in Berührung kommen, stärker als die Universität zu beeinflussen vermag und so in Enkulturationsprozessen den Einfluss der Wissenschaft »überschattet« (*shadowing*). Damit wurde der Blick auf die Frage gelenkt, inwieweit Hochschullehrende mit der Konkurrenz und der raschen Veränderung solcher Expertenkulturen konstruktiv umgehen und inwieweit sie die Wissens- und Lernkulturen der sich heranbildenden neuen Generation tatsächlich gestalten können. *Michaela Pfadenbauer*, *Stefanie Enderle* und *Felix Albrecht* (Karlsruhe) veranschaulichten mit ihrer Studie zu Studierkulturen unter Großforschungsbedingungen eine weitere Problematik für die Gestaltung von Universität, wenn Forschung stark von der Lehre abgekoppelt ist. Ihre Studie hat die Zusammenführung des Forschungszentrums Nord der Helmholtz-Gemeinschaft und der Technischen Universität Karlsruhe zum Karlsruher Institut für Technologie (KIT) zum Gegenstand, und fragt an diesem Beispiel danach, wie Großforschung in das Studium integriert werden kann. Während organisationsintern bislang vor allem die Einbindung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Forschungszentrums in die Lehre diskutiert wird, nähern sie sich der Problemstellung von der Frage her, wie sich Studieren heute gestaltet und welchen Raum es generell (noch) für eine Annäherung an Wissenschaft und Forschung bietet. Mit ihrem Begriff der Studierkulturen gerät nicht nur die Heterogenität des Studierens in den Blick, die keineswegs an den Grenzen einer Disziplin bzw. eines Faches oder Studiengangs (wie den empirisch untersuchten Wirtschaftswissenschaften, Maschinenbau und Physik) endet, sondern weit in diese hineinreicht. Sie postulieren damit zugleich eine theoretische Ergänzung des auf Wissenserzeugung und Wissensdurchsetzung verengten Konzepts der *epistemic cultures* um Wissensvermittlung bzw. -aneignung, kurz: um *learning cultures*.

Gerd Gidion und *Nadine Simone Löffler* (Karlsruhe) untersuchten die Bedeutung von professionsspezifischer Sozial- und Selbstkompetenz im ingenieurwissenschaftlichen Studium am KIT, die zunächst exemplarisch im Fachbereich Maschinenbau implementiert und evaluiert wurde, und stellen die hierbei verwendeten Methoden zur Evaluation der studentischen Kompetenzen zur Diskussion. *Isa Jahnke* (Umeå) präsentierte anhand einer Untersuchung zu digitalen und mobilen Medien (iPad) einen Ansatz zur Erforschung von Lehr-Lernprozessen, der sich am Design-Gedanken anlehnt und systematisch erfragt, wann und warum solche Medien genutzt werden. Insbesondere eine Nutzung, bei der Lernziele nicht nur auf *eine* mögliche richtige Antwort beschränkt bleiben, eine Öffnung der formal gestalteten Lehre für informelle Lernprozesse mit sowohl *surface* als auch *deep learning* und das Sichtbarmachen von Lernprozessen erwiesen sich als motivationsförderlich. *Anke Diez* und *Katrin Klink* (Karlsruhe) erläuterten vor dem Hintergrund des St. Galler Management-Modells, wie das KIT die Verbesserung von Lehren und Lernen nicht nur als Aufgabe von hochschuldidaktischer Weiterbildung begreift, sondern sie in die Strategien der Personal- und Hochschulentwicklung integriert. Die Herausforderung einer solchen Arbeit liege darin, Strategien, Strukturen und die Kultur gleichzeitig zu verändern und dabei auf der Ebene der ganzen Organisation, der sozialen Einheiten von Fachbereichen, Instituten und Teams bis hin zum einzelnen Mitarbeiter zu agieren. *Kari Kantasalmi* (Helsinki) rekurrierte in seinem Vortrag über das Verhältnis von Politik und Wissenschaft auf Luhmanns Kontingenzformel, um die Gegenstände wie Forschung, Entwicklung und Innovation im Horizont möglicher Abwandlungen zu untersuchen. Dabei hob er den Perspektivenunterschied hervor, ob Universitäten als Struktur einer Wissensgesellschaft oder im weiteren Sinne als Lernkulturen und Lernumgebungen in den Blick genommen werden. *Ernst Schraube* und *Niklas Chimirri* (Roskilde) diskutierten die Praxis eines lernerzentrierten Ansatzes anhand der Curricula der Universität Roskilde und der Veränderung der Studienkulturen durch neue Medien in der Lehre. Ihre Forderung war, die Technologisierung von Lernbedingungen konsequent vom Standpunkt der Lernenden zu denken und funktional auszugestalten, statt umgekehrt das Lernen der Technik unterzuordnen.

Rita Berger (Barcelona) berichtete, dass in Spanien Hochschulen als Übergangslösung für einen schwachen Arbeitsmarkt in der Wirtschaftskrise in den Dienst genommen werden, obwohl sie auf diese Aufgabe – bei knappen Mitteln – nicht vorbereitet wären. Eine Entwicklung von Universitäten für zu-

künftige Aufgaben sei dadurch erschwert. *Jesper Eckhardt Larsen* (Aarhus) reflektierte die historische Rolle der Geisteswissenschaften im Hinblick auf die Selbstwahrnehmung und das Selbstkonzept von modernen Gesellschaften und ihren Wissenskulturen. *Martin Fischer* (Karlsruhe) diskutierte die Frage, ob und wie Universitäten auf die berufliche Realität ihrer Absolventinnen und Absolventen Bezug nehmen können. Zu diesem Zweck wurde eine Kontroverse entfaltet, die seit vielen Jahren im Kontext der Berufsschullehrerausbildung geführt wird: Sollen angehende Berufsschullehrkräfte im gewerblich-technischen Bereich die traditionellen Ingenieurwissenschaften studieren, die jedoch die Arbeit und Ausbildung von Facharbeitern gar nicht zum Gegenstand haben? Oder sind die an einigen Universitäten entwickelten berufswissenschaftlichen Studiengänge zu bevorzugen, die auf berufliche Arbeit und Ausbildung fokussieren, jedoch keineswegs flächendeckend etabliert sind und für die Studierenden eine geringere Polyvalenz mit sich bringen? Auch wenn einiges für die letztgenannte Variante spräche, sei akademischen Disziplinen generell inhärent, dass die Wissensvermittlung einer anderen Logik folge als der Erwerb beruflichen Wissens und Könnens, das im betrieblichen Kontext angeeignet wird und auf dem Arbeitsmarkt Verwendung findet. *Ines Langemeyer* (Tübingen) rückte allgemeine Veränderungen der Gesellschaft durch Technologieentwicklung in den Mittelpunkt, um von dort aus die Rolle der Universität neu zu denken. Die umfassende Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien (in Verbindung mit anderen technologischen Komponenten und den Wissenschaften) fungiere mittlerweile als Rückgrat der Gesellschaft. Die Macht, die sich hierdurch formiert, schafft ihres Erachtens jedoch Probleme, für die bisher keine der modernen Institutionen klare Zuständigkeit besäße: die Frage der gesellschaftlichen Legitimität von technologisch (teil- und voll-)automatisierten Expertensystemen, die Unabhängigkeit und Neutralität der Technologieentwicklung von privatwirtschaftlichen und politischen Interessen und schließlich die Bedeutung solcher Praxisfelder für die Entwicklung und Ausbildung von entsprechenden Kompetenzen (wie neue kooperative und verwissenschaftlichte Formen von Handlungsfähigkeit), die sich in diesen Feldern wiederum als zentral für eine nachhaltige Entwicklung erwiesen. Die Universität, so die These, könnte Erwartungen und Zuständigkeiten auf diesen Ebenen für sich reklamieren und im Konkurrenzfeld zu anderen Institutionen ein neues Mandat, neue Legitimität und gesellschaftliche Stärke gewinnen.

Die Beiträge werden in einem Tagungsband veröffentlicht, der im Juventa-Verlag erscheint.

Martin Fischer, Ines Langemeyer, Michaela Pfadenhauer

Sektion Religionssoziologie

Offene Tagung in Lutherstadt Wittenberg vom 22. bis 24. November 2013

Die Frage nach einem soziologisch präzisen, aber dennoch so offen angelegten Religionsbegriff, der es erlaubt, unterschiedliche religiöse – oder auch ›religioider‹ – Phänomene systematisch miteinander zu vergleichen, ist so alt wie die Religionssoziologie selbst. An ihr arbeiteten nicht nur die Klassiker dieser Disziplin, sondern sie taugt auch heute noch zum Gegenstand anregender Diskussionen und theoretischer Überlegungen nicht zuletzt deshalb, weil sich der Horizont für ein erweitertes Verständnis von Religiosität und Religion jenseits westlich-christlicher Wahrnehmungsweisen als Folge von Globalisierung, Transnationalisierung und zunehmender interkultureller Vielfalt empirisch bereits eingestellt hat.

Die Offene Tagung der Sektion Religionssoziologie verzichtete zwar auf eine thematische Einschränkung möglicher Forschungsgegenstände, jedoch zeigte sich, dass sich die grundsätzliche Frage nach einem gehaltvollen Religionsbegriff quer durch das Programm und die verschiedenen Beiträge zog, die sich zugleich durch die Diversität theoretischer und empirischer Zugänge auszeichneten. Die Tagung, die von Kornelia Sammet und Heidemarie Winkel organisiert wurde, knüpft dabei an die Tradition der Offenen Tagungen an, die seit der Wiedergründung der Sektion im Jahr 1995 nicht nur dem wissenschaftlichen Nachwuchs, sondern auch etablierten Forschenden zum Austausch über die Grenzen eines starren thematischen Korsetts hinweg dienen. Für die bereits 5. Offene Tagung der Sektion stand mit der Leucorea in Wittenberg in diesem Jahr zudem ein in religionsgeschichtlicher Hinsicht besonders interessanter Ort zur Verfügung.

Den Einstieg in das Tagungsprogramm machte *Hartmann Tyrell* (Bielefeld), der mit seinen »Anmerkungen zum Religionsbegriff Max Webers« zeigte, welche Entwicklungsgeschichte des Religionsbegriffs Weber in seiner »Zwischenbetrachtung« nachzeichnet. So ging Hartmann Tyrell dem Ursprung einer noch nicht religiös gewendeten Semantik der Bruder- und Nächstenliebe in archaischen Reziprozitätsverhältnissen von Nachbarschaft und Nothilfe nach. Er verglich dabei die von Weber genutzte theoretische Form einer dramatischen Steigerungsformel hin zur rein religiösen Semantik, mit der umgekehrt eine Distanzierung von ›Welt‹ einhergehe, mit Simmels Überlegungen zum Konzept des Glaubens, das ebenfalls semantisch dem Alltagserleben entsprungen sei, jedoch selbstläufig als religiöser Glaube über den ›Glauben an‹ Mitmenschen hinauswache.

Die erste Session trug dann unter dem Titel »Biographie, Methode & Bildung« Ergebnisse und methodologische Problemstellungen unterschiedlicher empirischer Forschungsprojekte zusammen. Den Anfang machte *Lena Dreier* (Halle an der Saale), die eine qualitative Längsschnittstudie zur Religiosität Konvertierter vorstellte und dabei den Fokus auf die narrativen Muster und die vorgefundene strukturelle Kontinuität bei den Wiederholungsinterviews legte. *Antje Bednarek* (Hannover) widmete sich in ihrem Vortrag dem Einfluss einer christlichen Beobachtungsperspektive bei qualitativer ethnografischer Forschung, deren Reflexion ein unberücksichtigtes Potenzial an Datenmaterial und Erkenntnissen biete. *Julia Dobrmann* (Frankfurt am Main) und *Thorsten Schneider* (Leipzig) stellten demgegenüber Ergebnisse eines quantitativen Forschungsprojekts vor, bei dem in Anlehnung an Webers These von der »Protestantischen Ethik« die Bedeutung der Konfession und des Kirchgangs für den Bildungserfolg getestet wurde.

Im Anschluss folgte eine Session, die sich dem Spannungsfeld von Tradition und Modernität widmete. *Michaela Heid* (Bayreuth) konzeptionalisierte den Rückzug ins Kloster als temporären Ausstieg, der eine neue alternative Form religiösen Erlebens und damit gewissermaßen eine spezifisch moderne Religiosität zum Ausdruck bringe. Darauf stellte *Elisabeth Arneck* (Warwick) erste qualitative Ergebnisse eines Forschungsprojekts zu den Einstellungen 13- bis 16-Jähriger zu religiöser Diversität vor, die sie aus der Perspektive einer wachsenden Herausforderung moderner Gesellschaften durch religiöse Pluralisierung beleuchtete.

Parallel dazu fand eine Sitzung zum Thema »Islam und Geschlecht« statt, in der zwei qualitative Studien zu den Herausforderungen muslimischer Frauen im Berufsleben vorgestellt wurden. Zunächst ging es bei *Linda Hennig* (Straßburg) um die Identitätskonstitutionen junger muslimischer Frauen im Bereich der Arbeit im sozialen und medizinischen Sektor. *Florian Kreuzer* (Mannheim) stellte anschließend Ergebnisse aus einem Projekt vor, das zusammen mit *Sümeyye Demir* (Frankfurt am Main) durchgeführt wurde. Im Mittelpunkt stand die Spannung zwischen Strategien der Anerkennung von Musliminnen mit Kopftuch auf der einen Seite und Erfahrungen rassistischer Diskriminierung auf der anderen Seite.

In einer Session mit dem Thema »Pluralisierung« stellten *Gert Pickel* und *Alexander Yendell* (Leipzig) Ergebnisse zur Wahrnehmung religiöser Pluralisierung im Spannungsfeld zwischen erlebter Bedrohung und kultureller Bereicherung auf Basis des Bertelsmann Religionsmonitors 2013 vor. *Anna Körs* (Hamburg) widmete sich in ihrem Vortrag dem Thema »Interreligiöser

Dialog«, das nicht nur in ihrem Untersuchungsgebiet Hamburg als ein neuer Hoffnungsträger mit hohen normativen Erwartungen verbunden ist. Im Anschluss daran machte *Susanne Lemke* (Oldenburg) im Hinblick auf die Analyse der Beschneidungsdebatte in Deutschland einen sozialtheoretischen Ansatz stark, durch den der Konflikt zweier divergierender Symbolpolitiken zum Vorschein komme.

In einer parallelen Session lag der Fokus auf »Außereuropäischen Religionen«. *Kay Junge* (Konstanz) fragte in seinem Beitrag nach den »Elementaren Formen religiöser Kommunikation«. Der zweite Beitrag dieser Sitzung kam von *Philipp Altmann* (Berlin), der sich in seinem Vortrag dem Aufstieg der Organisation FEINE in Ecuador widmete. Auf Basis einer Diskursanalyse zeigte er, wie Religion als eine Strategie von sozialen Bewegungen genutzt wird und welche Schwierigkeiten damit verbunden sind.

In einer Session zum Thema »Migration« stellte *Frederick Sixtus* (Berlin) Ergebnisse einer qualitativen Abschlussarbeit zur Interferenz religiöser und ethnischer Kategorien am Beispiel arabischer Christinnen und Christen in Deutschland vor. *Stefan Kutzner* (Siegen) widmete sich im weiteren Verlauf dem »Rationalisierungsdruck«, dem muslimische Migranten in weitgehend säkularisierten Gesellschaften unterliegen. Die Session beschloss *Gudrun Petasch* (Frankfurt am Main) mit einem Vortrag zum Thema »Aleviten in Deutschland – aus religiösen Gründen modern?«. Dabei ging sie davon aus, dass erst die extern politisch erzwungene Existenz als faktische Sekte die Alevitengemeinschaft modernisierungsbedeutsam transformiert habe.

In der parallel verlaufenden Session zu »Mitgliedschaft und Organisationsformen« stellten zunächst *Insa Pruiskien* (Heidelberg) und *Thomas Kern* (Chemnitz) eine Studie zu »Megakirchen als neuer Organisationsform im Feld der Religion« vor. *Hans-Dieter Gerner* und *Christian Hohendanner* (Nürnberg) gingen in ihrem Vortrag dann dem Zusammenhang von Religion und subjektiver Lebenszufriedenheit nach. Auch bei Kontrolle des Effekts sozialer Teilhabe habe demnach religiöse Aktivität einen positiven Einfluss auf die subjektive Lebenszufriedenheit. In einem letzten Vortrag dieser Sitzung widmeten sich *Anja Schädel*, *Tabea Spieß* und *Anne Elise Liskowsky* (Hannover) den Begründungsmustern für anhaltende Kirchenmitgliedschaft bzw. Kirchenaustritt auf Basis der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD.

Eine Reihe von Vorträgen widmete sich am letzten Tag dem Thema »Transformationsgesellschaften«. *Uwe Krähnke* (Leipzig) ging der in den Machtzentren staatssozialistischer Gesellschaften institutionalisierten quasi-religiösen Disposition auf den Grund, von der zugleich eine gesellschaftlich

stabilisierende Wirkung ausgegangen sei. *Michael Hainz* (München) widmete sich daraufhin dem Zusammenhang ökonomischer und religiöser Aktivität am Beispiel polnischer Unternehmer der Nachwendezeit. Dabei wurden vor allem Verschiebungen in Bezug auf ihre subjektive Religiosität in den Blick genommen. Schließlich ging es bei *Dorit Birkenfeld* (Erfurt) um die »Sinnstabilisierung kirchlichen Handelns in einer entkirchlichten Umwelt« am Beispiel von evangelischen und katholischen Akademieleitern in Ostdeutschland.

Die Tagung abschließend gingen *Christel Gärtner* (Münster) und *Andreas Feige* (Braunschweig) dem wissenssoziologischen Religionsverständnis von Joachim Matthes anhand dreier Fallgeschichten zur religiösen Identitätssuche christlicher und muslimischer Jugendlicher auf die Spur. Religion könne dabei als reflexive Deutungskategorie verwendet werden, die durch eine kulturelle Programmatik begrenzt und begründet werde. Anhand der gewählten empirischen Fälle wiesen sie unterschiedliche Modi der Anverwandlung einer je individuellen kulturellen Programmatik nach. In der Diskussion zeigte sich einmal mehr, dass sich nicht nur Religion und Religiosität erst im Diskurs konstituieren, sondern dass auch die Frage nach einem Verständnis von Religion und deren soziologische Annäherungen selbst diskursiv geworden ist.

Susanne Lemke

Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse

Tagung »Doing Inequality – Empirische Perspektiven auf Prozesse sozialer Ungleichheit«

Am 1. und 2. Oktober 2013 fand an der Universität Hamburg eine von Andreas Gefken, Laura Behrmann und Falk Eckert organisierte wissenschaftliche Nachwuchstagung in Kooperation mit der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse und der Körber-Stiftung statt. Kernthema der Tagung, die sich einer großen Resonanz erfreute (73 Teilnehmende und 14 ReferentInnen), war das Potenzial akteurs- und praxisorientierter Ansätze in der Erforschung sozialer Ungleichheit. Die Beiträge widmeten sich anhand von qualitativen und mixed-methods-Forschungsprojekten der Frage, wie sich

soziale Ungleichheiten auf mikrosoziologischer Ebene beobachten und unter Rückgriff auf handlungs-, interaktions- und praxistheoretische Ansätze deuten lassen.

In den drei Themenfeldern der Tagung stellten elf NachwuchswissenschaftlerInnen ihre Forschungsprojekte vor. Gemeinsam mit zehn Posterpräsentationen zeigte sich die große Bandbreite an Themen. Nicole Burzan, Anja Weiß und Stefan Hirschauer rahmten mit Keynotes die Tagung thematisch ein, kommentierten die vorgestellten Forschungsprojekte und bündelten zentrale Diskussionslinien.

Einen inhaltlichen Einstieg gab *Nicole Burzan* mit ihrem Vortrag »Soziale Ungleichheit – Forschungsstand und -defizite«. In ihrem Rückblick auf die zentralen Debatten der Ungleichheitsforschung stellte sie die immer wiederkehrenden Bezüge zur Akteursebene heraus, z.B. in der Diskussion um Entstrukturierung oder Re-Strukturierung von Ungleichheit. Der Blick auf die mikrosoziale Ebene sei nach wie vor ein Desiderat der Ungleichheitsforschung und werfe insbesondere die Herausforderung der Methodenverknüpfung auf.

Stefan Hirschauer stellte im folgenden Vortrag »Die Geschlechterunterscheidung in geschlechts(un)gleichen Paaren. Einige mikrosoziologische Anmerkungen zum Sinn von »Ungleichheit«, die Frage nach der prinzipiellen Anschlussfähigkeit qualitativer Forschungsverfahren für die Ungleichheitsforschung. Sein ethnografischer Blick auf das Binnenleben von Geschlechterdifferenzen in Paaren zeigte anschaulich die vollzogene Herstellung und Aufhebung sozialkultureller Differenzen im Alltag.

Im ersten Themenfeld *Herstellung: die Konstruktion sozialer Ungleichheit*, das von *Falk Eckert* eingeführt und moderiert wurde, standen Prozesse bzw. Mechanismen im Mittelpunkt, die aus Verschiedenheit soziale Ungleichheit generieren. Der Forschungsfokus lag auf den alltäglichen und professionellen Praktiken des »Ungleich-Machens« sowie den Akteurskonstellationen, in denen diese Praktiken eingebettet sind. In einem ersten Beitrag »Selbständigkeit und Leistung – Zur Re-Produktion sozialer Ungleichheit in geöffneten Unterrichtsettings reformorientierter Sekundarschulen« widmeten sich *Anna Schütz* (Bremen), *Julia Steinwand* (Göttingen) und *Anna Welling* (Bremen) der Institution Schule. Anhand der Interpretation von Videoaufnahmen aus dem Unterricht zeigten sie, wie in Prozessen der Adressierung und Readressierung von Differenzen sowohl spezifische Subjektformen und Positionen hervorgebracht werden, als auch Ungleichbehandlungen im Unterrichtsgeschehen (re)produziert werden. Eine zentrale Differenzlinie fanden

sie in den ungleich verteilten Gelegenheiten für Schüler, sich gegenüber der Lehrperson unter der Aufführung von Selbständigkeit als Leistende zu zeigen. In dem zweiten Beitrag »Die sinnbezogenen Wechselwirkungen zwischen Konsummoral und sozialer Distinktion« fragte *Jonas Grauel* (Hamburg) nach dem Zusammenhang zwischen Konsummoral und »symbolischer Grenzziehung« vermittels »guter« und »schlechter« Praktiken. Basierend auf 25 (teil-)narrativen Interviews zeigte er, wie die Beurteilung des Lebensmittelkonsums von statushöheren und statusniedrigeren Personen vor allem auf »(klein)bürgerlichen« Tugenden wie z.B. Mäßigung oder Selbstdisziplin rekurriert und dadurch zum Anknüpfungspunkt von »symbolic boundary drawing« wird. Die Ergebnisse der Untersuchung können als Ausdruck von Statusängsten im Zuge allgemeiner sozialer Entsicherungstendenzen der Mittelschichten interpretiert werden. *Patricia Pielage* (Bielefeld) ging in dem dritten Beitrag »Doing Ethnicity« und »Doing Inequality« im universitären Alltag – am Beispiel der Interaktion von Studierenden und Lehrenden in Lehrveranstaltungen« der Bedeutung verschiedener Heterogenitätsmerkmale, wie Gender, Hautfarbe und Migrationshintergrund im universitären Lehrgeschehen nach. Ausgehend davon, dass Ethnizität in alltäglichen Interaktionen und Diskursen hergestellt wird, arbeitete sie in ihrer ethnografisch angelegten Studie drei Dimensionen heraus: »Normalitäten an der Universität und Erwartungen an Studierende«, das »Relevantmachen von Ethnizität an Studierenden« und der »Ethnizität im Lehrstoff und heimlichen Lehrplan der Bildungswissenschaften«, entlang derer im universitären Alltag ethnisierende Grenzziehungen bedeutsam werden. Sie zeigt, wie in diesen zugleich mediale, alltägliche und auch professionelle Diskurse wirken.

In dem von Andreas Gefken kommentierten und moderierten zweiten Themenfeld: *Reproduktion sozialer Ungleichheit* widmete sich *Constantin Wagner* (Frankfurt am Main) unter dem Titel »Interaktion – Disposition – Reproduktion. Ungleichheit im Öffentlichen Dienst« der Frage, welche Rolle ethnische Zugehörigkeit bei der Verteilung wichtiger Leistungen und Güter in den Institutionen des Öffentlichen Dienstes spielt. Vor dem Hintergrund des Intersektionalitätsansatzes und der Theorie Pierre Bourdieus plädierte er für die Verbindung ethnografischer Situationsbeobachtungen und »verstehender Interviews«. Am Beispiel der Beurteilungspraxis eines schweizerischen Sozialamtes arbeitete er die Kategorisierungs- und Zuschreibungspraxis gegenüber nicht-autochthonen KlientInnen heraus. *Phillip Staab* (Hamburg) beschäftigte sich in seinem Vortrag »Die Effekte sozialer Rationalisierung.

Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im Bereich »einfacher« Dienstleistungsarbeit« mit sozialen Schließungsprozessen in der Belegschaft von Dienstleistungsbetrieben. Anhand qualitativer Betriebsfallstudien kombiniert mit Deutungsmusteranalysen auf Grundlage von Interviews, Gruppendiskussionen und teilnehmenden Beobachtungen zeigte er, wie es in Folge der Standardisierung, Universalisierung und Verdichtung von Arbeitsprozessen, zu einer Abwertung der Arbeit und Dequalifizierung der Beschäftigten kommt. Dadurch kommt es zu einer Spaltung in Rationalisierungsgewinner und -verlierer, sowie zu einer ungleichen Zuteilung von Privilegien in der Arbeitssituation. In ihrem Vortrag »Reproduzierungsprozesse sozialer Ungleichheit: Bildungsaspirationen und weitere Statuserhaltungsstrategien von Eltern der Mittelschicht« fragte *Silke Kobrs* (Dortmund), welche Bildungsanstrengungen Eltern in Bezug auf die eigenen Kinder in Zeiten einer »verunsicherten« Mittelschicht unternehmen. Anhand leitfadengestützter Interviews und Sekundäranalysen von SOEP-Daten arbeitete sie drei Typen von Bildungsbemühungen heraus. »Statusmotivierte«, »gemäßigt-offensive« und »pragmatische« Elterntypen unterscheiden sich im Ausmaß der eigenen und für die Kinder antizipierten beruflichen Unsicherheit und der auf dieser Grundlage gewählten Strategien der Weitergabe von Bildungskapital.

In dem dritten, von Laura Behrmann moderierten und kommentierten Themenfeld stellte sich die Frage nach der *Veränderung sozialer Ungleichheit*: Wo finden sich Ausnahmen von der Regel? Wie lassen sich aus aktors- und praxisorientierter Perspektive Phänomene erforschen, die der Regelmäßigkeit sozialer Ungleichheitsreproduktion zuwiderlaufen? *Sasa Bosancic* (Augsburg) fragte in seinem Beitrag »Marginalisierung und subjektive Selbst-Positionierung angelernter Arbeiter«, wie diese mit hergebrachten Stereotypen umgehen, sie hinterfragen und sich mit den Mitteln des herrschenden Diskurses gegen diesen positionieren. Durch eine Verschränkung der wissenssoziologischen Diskursanalyse mit dem Identitätsbegriff von Georg Herbert Mead und Erving Goffman zeigte Bosancic, wie angelernte Arbeiter auf ihre strukturelle Benachteiligung in der »Wissengesellschaft« nicht zwangsläufig mit negativen Selbsttypisierungen reagieren, sondern unter Bezugnahme auf das »flexible Selbst« und die Relativierung von Wissen und Qualifikation kreativ zu positiven Selbstdeutungen gelangen. In einem zweiten Beitrag »Transformative und reproduktive Aspekte von Handlungsmustern im Bildungsaufstieg – Eine biografische Perspektive auf Bildungsungleichheit« ging *Regina Soremski* (Gießen) den Bedingungen des nicht erwartbaren Bildungs-

aufstieges nach. Mittels zweier biografischer Fallrekonstruktionen kontrastierte sie das Zusammenspiel von individuellem Bildungsweg und familienbiografischen und historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in BRD und DDR. In beiden Biografien gelang der Bildungsaufstieg ohne Bruch mit dem Herkunftsmilieu und unter Beibehaltung familientypischer Handlungsmuster, indem die gesellschaftlichen Transformationsprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg Gelegenheitsstrukturen eröffneten. In dem dritten Vortrag »Doing Care: Multiple Ungleichheiten in transnationalen Räumen« analysierte *Karolina Bargłowski* (Bielefeld) die ungleich verteilte Pflege-, Betreuungs- und Sorgearbeit in grenzüberschreitenden Familiennetzwerken. Mittels qualitativer Interviews mit polnischen MigrantInnen in Deutschland und ihrer Angehörigen im Herkunftsland zeigte sie, wie die Übernahme von Care-Arbeit bzw. die Antizipation von Care-Verpflichtungen Ausschlüsse aus anderen Bereichen – etwa dem Erwerbsleben oder geografischer Mobilität – nach sich ziehen. Multiple Ungleichheiten werden dabei entlang verschiedener sozialer Kategorien zwischen dem Herkunfts- und Ankunftsland verhandelt.

Abschließend widmete sich *Anja Weiß* in ihrem Vortrag »Der Beitrag qualitativer Methoden zur Erforschung sozialer Ungleichheiten: Ausblick und Perspektiven« den Herausforderungen qualitativer Methoden in der Ungleichheitsforschung. Unter Rekurs auf die Sozialtheorie Pierre Bourdieus plädierte sie dafür, sozialstrukturelle, institutionelle und organisationale Kontexte in die qualitative Erforschung von Ungleichheitspraktiken stärker einzubeziehen. Auch wenn Ungleichheiten mikrosozial reproduziert würden, sei deren Stabilisierung doch nur im Rahmen von Institutionen denkbar, die individuelles Handeln beschränken bzw. erst ermöglichen. Das mache eine über Situationen und Praktiken hinausgehende ungleichheitssoziologische Perspektive notwendig.

Insgesamt war die Nachwuchstagung geprägt von einem lebendigen Austausch über die Verbindung sozialkonstruktivistischer und sozialstruktureller Konzepte sowie über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Verknüpfung. Im Zentrum standen die Prozesse und Mechanismen der Genese, Reproduktion und Veränderung sozialer Ungleichheit. Die Methoden der interpretierenden, rekonstruktiven und verstehenden Sozialforschung scheinen sich auf Grund ihrer Offenheit und Unvoreingenommenheit besonders zu eignen, um »unbekannte« und unerwartet »bedeutungsvolle« Prozesse sozialer Ungleichheit zu erforschen. Im Laufe der Tagung wurde allerdings deutlich, dass diese Offenheit keineswegs selbstverständlich ist. Forschung

ohne Vorwegnahme von Variablen und Kausalitäten ist – gerade in einem tradierten Feld wie dem der sozialen Ungleichheit – anspruchsvoll und bedarf einer grundlegenden Reflexion von Vorannahmen. Zudem zeigte sich, dass gerade in der mikrosoziologischen Erforschung der Vollzugswirklichkeiten (»doing«) sozialer Ungleichheit noch weiterer Bedarf besteht, deren wirkmächtige institutionelle Einbettungen zu berücksichtigen.

Grundkonsens der Tagung war, dass die aufgeworfene Perspektive ein Gewinn für die Ungleichheitsforschung ist. Anschaulich verdeutlichten die Forschungsprojekte, dass und wie Akteure gerade in Interaktionen und Praktiken Ungleichheiten herstellen, reproduzieren und verändern. Diese Prozesse zu bündeln und Regelmäßigkeiten herauszuarbeiten ist eine zukünftige offene Aufgabe der mikrosoziologischen Ungleichheitsforschung.

Laura Behrmann, Falk Eckert, Andreas Gefken

Sektion Soziologie der Kindheit

Jahrestagung »Kinder als Akteure – Agency und Kindheit« vom 26. bis 28. September 2013 an der Stiftung Universität Hildesheim

Kinder als soziale Akteure zu verstehen, die aktiv an der Herstellung gesellschaftlicher Verhältnisse beteiligt sind, ist für die Soziologie der Kindheit seit ihrem Entstehen eine grundlegende Prämisse für Theoriebildung und Forschung. Die Beschäftigung mit der Akteurschaft von Kindern ist damit ein Kernelement der Kindheitsforschung, die Handlungsfähigkeit und -kompetenz betont und sich gegen eine Sicht auf Kinder als ausschließlich »Werdende« richtet. Seit einiger Zeit wird das Konzept des Kindes als Akteur jedoch kritisch hinterfragt. Es wird als zu naturalistisch kritisiert, es ist oft weniger theoretisch gehaltvoll als vielmehr eine programmatische und forschungsethische Haltung mit kinderpolitischer Ausrichtung. Vor dem Hintergrund der kritischen Bezugnahme und dem Vorhaben, die theoretische und empirische Tragfähigkeit des Konzepts auszuleuchten, drehen sich die Beiträge der Jahrestagung um die Frage, wie *Childhood Agency* konzeptualisiert werden kann und unter welchen Voraussetzungen es sich als ein zukunftssträchtiges Konzept für kindheitssoziologische Fragen erweist. Ziel der gemeinsamen Veranstaltung des Instituts für Sozial- und Organisationspädagogik und der Abteilung Allgemeine Pädagogik der Stiftung Universität Hildesheim, der

Sektion Soziologie der Kindheit und dem Kompetenzzentrum Frühe Kindheit Niedersachsen war es, sich mit den theoretischen und empirischen Potentialen und Grenzen der Konzepte der Akteurschaft und Agency von Kindern auseinanderzusetzen.

Florian Eßler und *Wolfgang Schroer* (Hildesheim) kritisieren den *great divide* zwischen mikrosoziologischen Ansätzen und Makro- bzw. Diskursperspektiven sowie dem teilweise substantialistischen Akteursbegriff, der *alle* Kinder als kompetente Akteure versteht und damit kaum Möglichkeiten für eine differenzierte Betrachtung bietet. Sie betonen die Notwendigkeit, sich kritisch und konstruktiv mit der Agency von Kindern auseinanderzusetzen, um die Frage beantworten zu können: »Welche Agency ergibt sich für Kinder aus der Tatsache, dass sie Kinder sind?«

Helga Kelle (Bielefeld) und *Sabine Bollig* (Luxembourg) rekurren auf das besondere Potential von Praxistheorien für eine akteurszentrierte Kindheitssoziologie, die mit ihrem ethnomethodologischen Hintergrund einen neutraleren Kompetenzbegriff bieten und eine Relationierung der Dimensionen »Kinder als Akteure« und »Kindheit als Strukturmerkmal« ermöglichen. Sie schlagen eine praxeologische Dezentrierung des Akteurskonzepts vor, innerhalb derer Agency als ein Element von Praktiken gefasst wird und plädieren für eine »differenzielle Agency-Forschung«, die die Fremd- und Selbstpositionierungen von Kindern in den Blick nimmt und sich damit beschäftigt, *wie* diese in Praktiken enacted werden.

Den Beitrag einer feministischen *ethic of care* für die Kindheitssoziologie fokussiert *Anne Wibstutz* (Berlin). Sie betont das Wechselverhältnis von Kindern und Kindheit zur Erwachsenen-kategorie und spricht sich dafür aus, beide als *beings* und *becomings* zu verstehen. Ihr Vorschlag ist es, die gegenseitigen Abhängigkeiten und damit die relationalen Beziehungen zwischen beiden Positionen stärker zu fokussieren. Dies sei auch für eine Kinderrechtsperspektive relevant, da gerade durch die Infragestellung von Autonomie Anschluss für Handlungsmöglichkeiten entstehe.

Doreen Beer (Wuppertal) beschäftigt sich mit der Frage, welche Begriffe die Subjekttheorie für die Analyse des Handelns von Kindern bereithält, um ein »Konzept subjektiver Entwicklungslogik« zu entwerfen, welches Kinder als Gesellschaftswesen und in ihrem biologischen Sein fassen kann. Den Wunsch nach Verfügung über die Welt und die eigene Lebensgestaltung, angetrieben durch ein Bedürfnis nach Handlungsfähigkeit in »Notlagen«, stellt sie ins Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit dem Konzept der Handlungsfähigkeit im Rahmen einer Theorie der kritischen Psychologie nach Holzkamp.

Allison James (Sheffield) setzt sich mit dem Beitrag einer kindheitssoziologischen und kinderzentrierten Perspektive auf Sozialisationskonzepte auseinander. Die Fragen, wie Sozialisation aus der Perspektive von Kindern selbst erlebt wird, wie Kinder (ihre) Kindheit und die generationale Ordnung erleben, stehen im Mittelpunkt. An empirischen Beispielen aus dem *personal life* von Kindern, zeigt sie in Bezug auf Vorstellungen von Familie, wie Kinder als *active agents* lernen, wie die Welt funktioniert und welche Rolle sie selbst dabei spielen. Agency, so die Pointe von James, »can be »kind of passive« and doesn't always have to be dramatic or change the world«.

Die »Spuren von Childhood Agency« im geschichtlichen Rückblick sucht *Meike S. Baader* (Hildesheim). Sie zeigt an Beispielen aus der Zeit der Romantik, der Reformpädagogik und der »68er«, dass die Idee von Kindern als Akteuren bereits lange vor der »neuen« sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung Teil pädagogischer Kindheitskonzepte war. Eine historische Betrachtung generationaler Ordnung könne zeigen, dass diese Ordnung im Verhältnis von Kindern und Erwachsenen immer wieder neu und unterschiedlich ausgehandelt werde. Dabei sei Kindheit noch nie so »vulnerabel, bedroht und riskant« gezeichnet worden wie in der Entstehungszeit der neueren Kindheitsforschung.

»Ein ernsthaftes Agency-Problem« unterstellt *Eberhard Raitelhuber* (Trier) der Kindheitssoziologie. Er schlägt eine in sozialanthropologischen Ansätzen begründete, relationale Perspektive vor, die Praktiken in den Fokus rückt und die Agency (von Kindern) nicht mehr in den Subjekten, sondern in Prozessen, Situationen, Praktiken und Aktivitäten verankert. Forschung müsse daher bei den Beziehungen anknüpfen, in denen Agency manifest werde. Agency wird dann zu etwas, das nicht im Besitz von Kindern ist, sondern vielmehr durch diese hergestellt wird.

Florian Eßler (Hildesheim) fokussiert das Potential relationaler Zugänge, die er als besonders geeignet ansieht, um Kinder und Kindheit in den Blick zu bekommen und die Frage zu klären, welche Agency sich aus dem *Kind-Sein* der Kinder ergibt. Im Verständnis relationaler Sozialtheorien geht es um Beziehungen zwischen Positionen und darum, wie in diesen Agency entstehen kann. »Kind« wird zu einer möglichen Identität und aus der Position des Kind-Seins in Relation zu anderen Positionen ergeben sich bestimmte Möglichkeiten zur Realisierung von Agency. Ein solcher Ansatz sei besonders sensibel für Machtverhältnisse und Handlungspotentiale.

Beatrice Hungerland und *Günter Mey* (Stendal) präsentieren die Bedeutung von Martha Muchows Lebensraumstudie für die Entwicklung des Akteurskonzepts in der Kindheitsforschung. Beide schreiben der Studie weiterhin Relevanz für die Beschäftigung mit Kindern zu, die insbesondere darin liege aufzudecken, dass es »das« Kind nicht gebe und dass der Raum von Kindern auf unterschiedliche Weise »umlebt« und umgedeutet werden kann.

Dass die Kindheitsforschung in der *minority world* in Bezug auf ihre Auseinandersetzung mit der Agency von Kindern viel lernen kann, macht *Samantha Punch* (Stirling) deutlich. Sie stellt die Frage, wieso sich außerhalb der Kindheitsforschung das Akteurskonzept nicht durchsetzen kann. Einen Grund dafür sieht sie in der (zu) starken Betonung und Überhöhung einer Agency von Kindern, ohne diese in der generationalen Ordnung zu verorten. Anhand von Arbeiten aus dem globalen Süden zu Kindern als sozialen Akteuren zeigt sie Ansätze, die Agency in einer relationalen Perspektive entwerfen und diese mit differenzierten Abstufungen als Kontinuum und nicht als binäres Verständnis konzeptualisieren. Es bestehe die Notwendigkeit, die sozialen und kulturellen Kontexte zu beachten, innerhalb derer Agency situiert ist.

Über die besondere Herausforderung der Feldforschung mit und zur Agency von Kindern der bengalischen Mittelschicht in Kalkutta spricht *Hia Sen* (Kalkutta). Sie beschreibt ihre Erfahrungen und Emotionen beim Versuch, im Handeln der von ihr beforschten Kinder Agency zu finden. Dass sich dies schwierig gestaltet, begründet sie mit ihrem durch die »Subaltern Studies« geprägten Verständnis von Agency – die widerständige und revolutionäre Praxis ließ sich indessen bei den »verhätschelten« Kindern ihres Samples nicht finden. Den Grund für ihre Schwierigkeiten im Forschungsprozess, sieht Sen in ihren »falschen« Vorstellungen dessen, was Agency sein muss, die mehr mit ihr als Forscherin zu tun haben als mit ihren Forschungsobjekten.

Über einen empirischen Zugang stellt *Claudia Dreke* (Potsdam) die Möglichkeiten bildanalytischer Methoden für die Erforschung von Agency in den Institutionen der Kindheit dar. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung von Bildern im Rahmen von Dokumentationen in Kindertageseinrichtungen stellt sie die Frage, was von den Erwachsenen als interessant, adäquat und damit darstellbar erachtet wird. Am Beispiel ausgewählter Fotografien arbeitet sie die impliziten Setzungen in Bezug auf Kindheitsbilder und erwünschte Formen kindlicher Agency heraus.

Elena Büttow (Frankfurt am Main) behandelt die Möglichkeiten und Grenzen eines ethnographischen Blicks für die Betrachtung von Körperpraktiken von Kindern. Anhand von Aufnahmen verdeutlicht sie, wie die Körper von

Kindern im urbanen Raum sowohl Handlungen ermöglichen als auch begrenzen und damit ebenfalls Teil der Herstellung generationaler Ordnung sein können. Sie reflektiert die Bedeutung der Video-Ethnographie von Stadtteilbegehungen für die Analyse ihrer Daten sowie ihre eigene Rolle als erwachsene Forscherin in der Erhebungssituation.

Eine handlungstheoretische Ausformulierung des Agency-Konzepts entwerfen *Friederike Heinzl* und *Torsten Eckermann* (Kassel) am Beispiel einer Untersuchung von Peer-Interaktionen im Grundschulunterricht. Sie orientieren sich an der Akteur-Netzwerk-Theorie, um die Frage zu beantworten, wie SchülerInnensubjekte durch Adressierung hervorgebracht werden und wie hierdurch Handlungsfähigkeit eingeschränkt oder erweitert wird, und arbeiten dies an empirischem Material heraus.

Pierrine Robin (Paris) und *Timo Ackermann* (Hildesheim) beschäftigen sich im Kontext des Kinderschutzes mit der Erwachsenenperspektive auf Kindheit und Agency mittels einer Analyse von Akten des Jugendamts. Dabei rekonstruieren sie unterschiedliche Formen von Agency – vom Kind als *object of care* bis zum Kind »als Akteur«, die sie wiederum in Unterformen ausdifferenzieren.

Als Gegenentwurf zum dominanten Verständnis von Agency, das Agency nur in Fällen widerständigen und abweichenden Handelns realisiert sieht, rekurren *Doris Bühler-Niederberger* (Wuppertal) und *Christina Huf* (Frankfurt am Main) auf das theoretische Konzept der »Komplizenschaft« von Kindern, das auch die Rolle von Kindern in der (Re-)Produktion von (generationaler und struktureller) Ordnung als Form der Agency begreift. Im Sinne einer »kompetenten Gefügigkeit« könnten auch Gehorsam, Fügsamkeit und Komplizenschaft als Akteurschaft verstanden werden. An einem empirischen Beispiel entwickeln sie eine Heuristik der Agency innerhalb schulischer Strukturen, anhand derer sie zeigen, wie unterschiedliche generationale Ordnungen für Kinder zu verschiedenen Möglichkeiten der Agency führen.

Frederick de Moll (Frankfurt am Main) beschäftigt sich über einen quantitativen Zugang mit der Agency von Kindern im Prozess der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Er legt den Fokus auf den Aspekt des ungleichen Kinderlebens in Relation zu sozialstrukturellen Bedingungen des Aufwachsens und auf die Rolle von Kindern als Akteuren bei der Reproduktion sozialer Ordnung. Er beleuchtet den Zusammenhang zwischen Freizeitaktivitäten der Kinder und ihrer Handlungsfähigkeit in der Schule und zeigt, wie die soziale Position von Kindern für ihre (schulbezogene) Agency relevant wird.

Laura B. Kayser und Tanja Betz

Sektion Soziologie des Körpers und des Sports und Sektion Wissenssoziologie

Tagung »Körperwissen II. Alter(n) und vergängliche Körper«

Michael Meuser und Reiner Keller luden zur gemeinsamen Tagung am 19. und 20. September 2013 in das internationale Begegnungszentrum (IBZ) an der Technischen Universität Dortmund ein. Eine erste Tagung der Sektionen zum Thema »Körperwissen« hatte im Jahr 2009 in Landau an der Universität Koblenz-Landau stattgefunden.

Der erste Tag hatte schwerpunktmäßig die im Laufe des Alterungsprozesses fortschreitende Bewusstwerdung der eigenen körperlichen Vergänglichkeit, die viele, wenn nicht alle Individuen erleben, sowie vielfältige Formen von alters(in)adäquaten Inszenierungen mitsamt der zugehörigen Diskurse und Deutungsmuster zum Gegenstand. Die Relevanz dieser Thematiken bestimmt sich insbesondere durch normative Leitbilder eines vitalen und funktionstüchtigen Körpers, welcher neben einer Quelle individueller Anerkennung und Wertschätzung auch zunehmend zum Objekt gesellschaftlicher Sollensforderungen geworden ist. Anrufungen des Anti-Aging werden dabei oftmals nicht zum bloßen Angebot, sondern zur Aufforderung der kontinuierlichen Auseinandersetzung mit dem eigenen, alternden Körper und – damit verbunden – auch Arbeit am eigenen Körper, sei es nun aus gesundheitlich präventiven, konservierenden oder ästhetischen Gründen.

Den Auftakt der Vorträge bestritt, nach der Tagungsöffnung durch Michael Meuser und Reiner Keller, *Tina Denninger* (München) mit einem Vortrag zum Thema »Beauty has no age limits? Körperbilder im Alter«. Sie fokussierte dabei Fragen der Positionierung alternder Körper innerhalb alternder Gesellschaften, welche Attraktivität, Vitalität und Jugendlichkeit einen hohen Stellenwert beimessen, da mit dem Alterungsprozess an sich sehr häufig auch ein Verlust körperlicher Schönheit verbunden wird, der oft schon weit vor dem 40. Lebensjahr thematisch relevant wird. Mit der Verortung der Verantwortung für die eigene Körperlichkeit auf Subjektebene und der Vorstellung des eigenen Körpers als Objekt gehen der Wunsch und der Versuch einher, den Körper zu manipulieren und zu optimieren. Dies korrespondiert mit kapitalistischen Wertvorstellungen von Leistungsfähigkeit, Flexibilität, Eigenverantwortung und auch mit einem herrschenden Schönheitsideal von Jugendlichkeit. Dabei wird der Begriff des »Blicks« in Abgrenzung zum visuellen Sehen ausgeführt, der als Bindeglied zwischen

den sozialen Subjekten fungiert. Blicke geschehen in Abgrenzung und Relation zu anderen (»Wie viele Falten habe ich im Vergleich zu [...]?«), aber auch selbstbezüglich in kritischer Auseinandersetzung mit dem eigenen Alterungsprozess (»Wie viele Falten habe ich im Vergleich zu früher?«). Hierbei spielen auch als altersinadäquat empfundene »falsche Inszenierungen« eine wichtige Rolle, wenn bspw. eine 70jährige Dame berichtet, keine Trägerhemden wegen der dadurch sichtbaren faltigen Haut zu tragen. Hierdurch wird auch die Grenzziehung zwischen Jung und Alt und den damit empfundenen adäquaten Inszenierungen ein relevantes Thema. Die Frage, wie alternde Subjekte mit diesen (neuen) Anforderungen an ihr Äußeres umgehen, wurde ebenso thematisiert, wie jene, ob dies zu veränderten Körper- bzw. Schönheitspraktiken führt.

Frank Adloff und *Larissa Pfaller* (Erlangen-Nürnberg) präsentierten im Rahmen ihres Vortrags »Anti-Aging als körperliche Inszenierung der »bewussten Lebensführung« Ergebnisse aus dem vom BMBF geförderten Projekt »Biomedizinische Lebensplanung für das Altern«. Sie befassten sich mit Erfahrungen von Anwender_innen moderner Anti-Aging-Praktiken und fragten nach der Funktion von Anti-Aging-Praktiken vor dem Hintergrund einer alternden Gesellschaft, welche simultan »Alter(n) abwertet und Jugendlichkeit, Schönheit und Aktivität postuliert«, sowie nach den Vorstellungen, die diese Praktiken transportieren. Dabei konnten die Referent_innen durch ihr empirisches Material die hohe Attraktivität und Persistenz von Anti-Aging-Praktiken sowie die vielfältigen Angebote und Möglichkeiten zur Darstellung von körperlicher Fitness, Gesundheit und Leistungsfähigkeit verdeutlichen. Den zunächst als Widerspruch erscheinenden Befund der nur bedingt feststellbaren Wirksamkeit von Anti-Aging-Praktiken durch die Anwender_innen deuteten die Referent_innen dabei als Möglichkeitsraum der praktizierenden Subjekte, sich als rational und selbstsorgend zu inszenieren, wodurch die körperliche Praxis selbst in den Blick gerät. Anti-Aging wird zur Sinn-Ressource, durch die der Weg bzw. die Praxis selbst zum »Ziel« wird. Eine Beendigung dieser Praxis käme dabei einem »sich nicht mehr um sich selbst kümmern« gleich, womit eine Problemverschiebung vom Status Quo hin zum »fertigen« Endzustand verbunden scheint.

Es folgte der Vortrag von *Dagmar Hoffmann* (Siegen), die »Fallstudien zum Verhältnis von Körperwissen, Schönheit und Medien im Lebenslauf« präsentierte. Die Referentin thematisierte insbesondere die kulturelle Prägung von Körperlichkeit im Kontext des vorherrschenden Zeitgeistes und die Einfluss-

nahme der Medien auf den Umgang mit und die Wahrnehmung von Körperpraktiken, -vorstellungen und -bewertungen. Im Einzelnen wurde danach gefragt, »wann Menschen besonders empfänglich für entsprechende mediale Angebote sind« und sich diese aneignen, »wie umfassend und nachhaltig diese Adaptionen medialer Körper sind« und »welche Konsequenzen diese Auseinandersetzung mit medialen Körperschemata in biografischer Hinsicht« für das Körperselbstbild und -bewusstsein sowie das eigene Selbst hinsichtlich Schönheitsempfinden und psychosozialem Wohlbefinden haben. Vorgestellt wurden dazu die Ergebnisse von 2012 und 2013 durchgeführten Interviews mit zwei Ehepaaren aus einem größeren Interviewsample, in denen die Partner jeweils getrennt voneinander befragt wurden.

Im Anschluss sprach *Grit Höppner* (Wien) über das Thema »Körperlichkeit erzählen – zum Erleben des Alter(n)s von WienerInnen im Ruhestand«. Die Referentin präsentierte dabei Ergebnisse ihrer Dissertation, in der sie das Phänomen »schön sein im Alter« in der österreichischen Gegenwartsgesellschaft untersucht. Sie zeigte, wie das verkörperte Wissen der Interviewten innerhalb des Konzepts des »erfolgreichen Alterns« eingefasst ist und reflektiert wird. Wie im Vortrag von Tina Denninger finden sich auch hier kulturelle Bilder von Attraktivität, welchen mit einer als angemessen empfundenen körperlichen Selbstpräsentation begegnet wird. Exemplarisch wäre hier die Frage nach der Tragbarkeit eines Trägertops zu nennen, da dieses ggf. Hautstellen sichtbar werden lässt, welche (z.B. aufgrund von Faltigkeit, Schläffheit) ab einem bestimmten Alter nicht mehr zu präsentieren sind. Auch hier knüpfen die kulturellen Bilder an Vorstellungen von Leistungsfähigkeit und Aktivität innerhalb des persönlichen Nahbereichs an. Die Verkörperung entsprechender Bilder mithilfe bestimmter Objekte (z.B. Kleidung) kann dabei zu einer temporären Verschiebung des Alter(n)s führen. Bemerkenswert ist, dass insbesondere diejenigen Befragten entsprechende Strategien realisieren, die bereits seit langem solche Praktiken einsetzen und aufgrund ihres Gesundheitszustandes das »erfolgreich altern« bereits verkörpern.

Mario Kunczický (Wien) stellte sein Dissertationsprojekt über »Konstruktion(en) von ›Körper‹ und ›Alter(n)‹ im öffentlich-massenmedialen Diskurs über ›Männliche Wechseljahre‹ vor. Anhand des öffentlich-medialen Diskurses über die »männlichen Wechseljahre«, deren Existenz bio-medizinisch noch offen ist, sollen diskursanalytisch »mediale Prozesse, Praktiken, Regeln der Wissenskonstitution [und] damit verbundene Ressourcen, die Rolle kollektiver AkteurInnen, als auch der gesellschaftliche Kontext und die Folgen«

in den Blick genommen werden. Ziel der Arbeit wird sein, »die im Wechseljahr-Diskurs konstituierten Wissensbestände über Körper(lichkeit), Geschlecht und Alter(n) und körperliche Normen aufzudecken«.

Der zweite Konferenztag stand thematisch im Zeichen von »Schmerz«, »Chronische Erkrankungen« und »Tod/Sterben«. Zunächst sprachen *Stefan Dreßke* und *Teshlan Ayalp* (Kassel) über »Schmerznormalisieren als Alltag bei Hochbetagten«. Dem Thema »Schmerz« wird insbesondere in Form von »chronischen Schmerzen« ein Status als Volkskrankheit zugeschrieben, die von entsprechenden Spezialisten behandelt wird. Damit verbunden ist häufig das Postulat der Schmerzfreiheit, die der Erfahrung einer Schmerznormalität entgegensteht. Insbesondere bei hochbetagten Menschen, also jenen Geburtskohorten, die den zweiten Weltkrieg erlebt haben, gilt die Vorstellung einer Normalität von Schmerz, da Schmerzen z.T. von früher Kindheit an, auch im Kollektiv, erfahren wurden. Die Referent_innen konnten anhand ihres Datenmaterials herausarbeiten, wie sehr »Schmerz« im Rahmen der Biografien der Befragten zum Alltag gehörte. Dieser Schmerz zeigt sich »als besondere Form der Körperaufmerksamkeit«, er wird kollektiv erfahren, gedeutet und plausibilisiert. Auch findet die Schmerznormalisierung im Alltag statt und der erfahrene Schmerz kann »hinter sinnvoll erfahrener Körpernutzung, der Organisation von Autonomie und von sozialen Bindungen, insbesondere dem Wunsch einer selbstständigen Lebensführung« in den Hintergrund treten. Darüber hinaus wurde verdeutlicht, wie die geriatrische Versorgung der Patienten an den Erfahrungshorizont der Patienten anschließt und anstatt auf Schmerzbehandlung auf »Bewegung und Alltagsfähigkeit« fokussiert und wie damit die Sinndeutungen der Patienten aufgenommen werden.

Mone Spindler (Tübingen) präsentierte im Anschluss ihren Vortrag »Von der chronisch degenerativen Systemkrankheit zum Haupterkrankungsrisiko. Wissen über Alter(n) im Umfeld der deutschen Anti-Aging Medizin«. Sie fokussiert auf die Darstellung der Bedeutungsverschiebung der Kategorie »Alter«, die mit der Neugründung der Anti-Aging Medizin in Deutschland verbunden ist. Mit der Neukonzeptualisierung des Alters ist u.a. auch eine Neudefinition der Verantwortlichkeit für Krankheit im Alter verbunden. Kern dieser neuen Definition ist die finanzielle und lebensstilbezogene Eigenverantwortung für das Haupterkrankungsrisiko im Alter, welche die Akteure der neubegründeten Anti-Aging Medizin als »gerechtere Form [der] intergenerationale[n] Solidarität« vorschlagen.

Ronald Hitzler (Dortmund) und *Henny Annette Greve* (Fulda) sprachen zum Thema »Die unerbittliche Gegenwärtigkeit der Vergänglichkeit des Körpers. Zur Entsinnung eines Menschen im sogenannten Wachkoma«. Die Referent_innen zeigten exemplarisch den Fall eines Menschen im sog. »Wachkoma«. Dabei standen die »Appräsentationen bzw. nicht auszuschließenden physischen und organischen Beeinträchtigungen« und die zugehörigen medizinischen, therapeutischen und pflegerischen Maßnahmen sowie »daraus resultierende, auch nicht-intendierte Aus-Wirkungen bis hin zur Entsinnung« im Vordergrund. Die teils sichtbaren und teils vermuteten primären und sekundären Verluste von Sinnesfähigkeiten illustrierten innerhalb des Vortrags auf eindrückliche Weise die – hier im Unterschied zu vielen chronischen Krankheiten nicht auszublendende, sondern der Wahrnehmung ständig präsent – Vergänglichkeit des menschlichen Körpers.

Den zweiten Tag beschlossen *Thorsten Benkel* und *Matthias Meitzler* (Frankfurt am Main) mit ihrem Vortrag zu »Körperwissen und Todesnähe. Bilder des Alterns – Gewissheit des Sterbens«. Die von alten Menschen wahrgenommene und auch kommunizierte Todesnähe rückt ebenfalls die Vergänglichkeit des Körpers ins alltägliche Bewusstsein. Der Vortrag, der sich empirisch u.a. auf die Untersuchung von Friedhöfen im gesamten deutschsprachigen Raum, auf Interviews mit Bestattern, Kunsthistorikern oder Steinmetzen bezog, thematisierte insbesondere die »besondere Beziehung zwischen Alterswissen, Körperwissen und Sterbegewissheit«. Anhand dieser Verschränkungen zeigten die Referenten das nicht das Körperempfinden, sondern »die Kommunikation vom Wissen über den Körper heutzutage die entscheidenden Impulse für die »Sorge um sich« (Foucault) liefert«.

Benjamin Neumann

Sektion Umweltsoziologie

Tagung »Die ökologische Gesellschaft und ihre Feinde« am 26. und 27. September 2013

Die 10. Tagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie (NGU) fand an der Universität Flensburg statt. Zwei Tage beschäftigten sich rund 45 Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler aus Österreich,

der Schweiz und Deutschland mit dem Verhältnis von Ökologie und Gesellschaft. Der Titel der Tagung lehnte sich auf ironische Weise an Karl Poppers Klassiker »Die offene Gesellschaft und ihre Feinde« aus dem Jahr 1945 an, in dem er den ideologischen Feinden eines liberalen, demokratisch verfassten und entwicklungsoffenen Gemeinwesens nachspürte und sich dabei auch mit den Theorien von Georg W. F. Hegel und Karl Marx als Vertreter eines »soziologischen Determinismus« kritisch auseinandersetzte.

Die diesjährige NGU-Tagung machte sich mit zahlreichen Beiträgen auf die Suche nach den Gegenkräften und Barrieren einer sozial-ökologischen Transformation. In den vergangenen Jahrzehnten haben die Themen »Ökologie« und »Nachhaltigkeit« deutlich an gesellschaftlicher Relevanz gewonnen. Ökologische Bewegungen verzeichneten starken Zulauf, Umwelt- und Klimaschutz sind zu zentralen Politikfeldern avanciert und Umfragen bestätigen die Unterstützung entsprechender Anliegen in der Bevölkerung. Auch eine wachsende Zahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beschäftigt sich mit Nachhaltigkeitsfragen. Dennoch ist die Anzahl ressourcenintensiver Konsumgüter in den vergangenen Jahren stark angewachsen, die weltweiten Treibhausgasemissionen steigen weiter an und auch in wohlhabenderen Gesellschaften ist eine Verringerung des ökologischen Fußabdrucks nicht absehbar. Paradoxerweise scheinen sich die ökologischen Probleme zu verschärfen, obgleich sie immer greifbarer werden und die Bemühungen zu ihrer Eindämmung in der Gesellschaft intensiv diskutiert werden. Zugleich ist beim Umwelt- und Klimaschutz das Verhältnis zwischen Freiheit und Zwang Gegenstand virulenter öffentlicher Debatten und entsprechende Maßnahmen werden rasch als »obrigkeitsstaatlich« und »bevormundend« bezeichnet – auch daher bot sich die Referenz zu Popper an.

Bernd Sommer (Flensburg), der zusammen mit Jan-Felix Schrape die 10. NGU-Jahrestagung ausgerichtet hat, stellte einfürend heraus, dass der Begriff der »Feinde« auch als Metapher für gesellschaftliche Pfadabhängigkeiten und Mechanismen stehe, die den Bemühungen zu einer nachhaltigeren Lebensweise und Gesellschaftsorganisation entgegenstehen. Sei das Thema »gesellschaftliche Konflikte« auch traditionell von großer Bedeutung in der Soziologie, finde ihre systematische Erforschung im Kontext von Nachhaltigkeitstransformationen kaum statt. Vor diesem Hintergrund gewinne für die sozial-ökologische Forschung Norbert Elias' Befund aus »Was ist Soziologie?« (1970) an Aktualität, wonach man gesellschaftliche Spannungen und Konflikte nicht dadurch aus der Welt schaffe, dass man sie unterschlägt. *Matthias Groß* (Jena und Leipzig), Sprecher der Sektion Umweltsoziologie,

zeigte in seinem Auftakt-Vortrag, dass der Weg zu mehr Nachhaltigkeit durch viele Unwägbarkeiten gekennzeichnet sei und letztlich nur über Versuche und Experimente beschritten werden könne. Am Beispiel der Beseitigung von industriellen Altlasten wies er auf die ständig präsenten Faktoren Zufall, Informationsmangel und prospektive Unsicherheit hin. Auch jeder Transformationsprozess in Richtung Nachhaltigkeit sei von vergleichbaren Einflussfaktoren gekennzeichnet. Angesichts einer letztlich niemals vorher-sagbaren Zukunft würde Nichtwissen zum Normalfall und jegliches Handeln zum Experiment.

Im Anschluss daran wurden im ersten Tagungsblock exemplarische Nachhaltigkeitsprobleme aus unterschiedlichen theoretischen Blickwinkeln beleuchtet. *Michael Lähmann* (Göttingen) unterzog den zeitgenössischen Fortschrittsbegriff einer kritischen Analyse: Das derzeit vorherrschende Verständnis verkürze Fortschritt auf eine ökonomische Steigerungslogik. Seinem Ursprung nach sei Fortschritt dagegen ein vielschichtiger Begriff und lasse Raum zur Unterscheidung zwischen sozialen und technischen Fortschrittsaspekten oder der Differenzierung zwischen qualitativem und quantitativem Wachstum. *Andrea M. Hoke* (Wien) beschrieb anschließend die Vermarktungsfähigkeit einer mittlerweile omnipräsenten »Ökoästhetik«, die den Verbrauchern trotz ökologischer Großkrisen den Warenkonsum als akzeptabel erscheinen lasse und über die Distinktionsfunktion symbolischen Konsums hinausgehe: Die »Ökoästhetik« vieler zeitgenössischer Produkte habe die Funktion, den Güterkonsum mit den (ökologischen) Werthaltungen des Konsumenten selbst in Einklang zu bringen. Abschließend präsentierte *Jan-Felix Schrape* (Stuttgart) das insbesondere in den 1970er Jahren vielrezipierte Buch »Der Mythos der Maschine« des amerikanischen Technikkritikers Lewis Mumford aus zeitgenössischer Perspektive, das sich seiner Ansicht nach trotz oder gerade wegen des verankerten Technikpessimismus durch einen hohen Aktualitätsbezug auszeichnet, was auch anhand der vorausgegangenen Vorträge greifbar wurde.

Der zweite Tagungsblock veranschaulichte entlang von Fallbeispielen mögliche Ansatzpunkte eines sozialökologischen Transformationsprozesses. In einem kulturhistorischen Exkurs zeichnete *Philipp Altmann* (Berlin) die Begriffsgeschichte des Konzepts des »Guten Lebens« in Ecuador nach, das sich aus der dortigen indigenen Kultur heraus entwickelt hat und das Ideal umschreibt, als Individuum in Harmonie mit Gesellschaft und Natur zu existieren. Oft auch als Alternative zum fortschrittsorientierten west-

lichen Entwicklungsbegriff verstanden, hat das Konzept in den letzten Jahren verstärkt Einzug in das politische Tagesgeschehen vieler lateinamerikanischer Staaten erhalten und diene Altmann zufolge immer wieder als politischer Kampfbegriff für unterschiedliche Interessengruppen. Die damit einhergehende Politik verliere die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs allerdings häufig aus den Augen. Aus politikwissenschaftlicher Perspektive beschäftigte sich *Stefan Wurster* (Heidelberg) nachfolgend mit dem Zusammenhang von staatlichem Regimetyyp und Nachhaltigkeit: Auf Basis einer Analyse von 50 Industrie- und Schwellenländern zeigte er, dass demokratisch verfasste Gesellschaften gegenüber autokratischen Regimen eine stärkere Fokussierung auf Nachhaltigkeitsfragen aufweisen bzw. – bereinigt vom Einfluss des Wohlstandsniveaus – eine insgesamt höhere Nachhaltigkeitsperformanz verzeichnen. Der darauffolgende Vortrag von *Josefa Kny* (Berlin) ging den Beweggründen von Menschen nach, die sich in ihrer Praxis für einen ökologischen Wandel einsetzen. Ihre Untersuchung auf Basis von Interviews mit Sozialunternehmern, Klimaschützern, Stadtgärtnern und anderen Aktivisten führte vor Augen, dass intrinsische Motive (wie die Suche nach Selbstverwirklichung) und ein ausgeprägtes ökologisches Problembewusstsein zu den zentralen Motiven für deren Engagement zählten und viele Befragte ein hohes Maß an Optimismus und Experimentierfreude aufwiesen. In den anschließenden Posterpräsentationen stellte *Evelyn Markoni* (Bern) ihre Forschung zur Rolle des »Lifestyle of Health and Sustainability« (LOHAS) in der Nachhaltigkeitstransformation vor, *Sebastian Bohnet* (Leipzig) präsentierte Ergebnisse zur Diffusion von Bioenergiedörfern, *Sebastian Becker* (Göttingen) skizzierte Ansatzpunkte zur Untersuchung von sozialen Netzwerkstrukturen in einem Permakultur-Garten und *Kerstin Stark* (Jena) diskutierte das weltweit beobachtbare Bienensterben als »Hyper Collapse Disorder«.

Welche Gegenkräfte und Barrieren stehen einer ökologischen Gesellschaft konkret im Wege? Dieser Frage gingen die Beiträge des dritten Tagungsblocks nach. *Luise Tremel* (Flensburg und Berlin) stellte Ergebnisse ihrer laufenden Dissertation vor, in der sie die Abschaffung der atlantischen Sklaverei als Beispiel für einen abgeschlossenen Transformationsprozess analysiert. Ihrer These nach folgen die geläufigen Theorien über den Wandel zur Nachhaltigkeit einem zu eindimensionalen und stetigen Entwicklungsgedanken. Ein Transformationsprozess verlaufe allerdings so gut wie nie linear, sondern sei durch Kontingenz gekennzeichnet, von wechselnden interagierenden Rahmenbedingungen beeinflusst und vor diesem Hintergrund

eher durch Phasen schubartiger Veränderungen und von Rückschlägen gleichermaßen geprägt. In ihrem historischen Beispiel hatten etwa einige Teilerfolge wie die Handelsverbote mit Sklaven eher hemmende Wirkung auf den weiteren Befreiungskampf, anstatt ihn weiter anzukurbeln. *Florian Lottermoser* (Hamburg) beschrieb im zweiten Vortrag des Blocks die Gegenkräfte auf dem Weg in eine nachhaltige Gesellschaft am Beispiel des Konsums. Dazu ergänzte er das Konzept der Pfadabhängigkeit, das bislang vor allem in Bezug auf gesellschaftliche Institutionen und Infrastrukturen Anwendung findet, um das von ihm entwickelte Mikropfad-Konzept: Mikropfade könnten auch in den Handlungsroutrinen und Entscheidungsprozessen von Individuen beobachtet werden, weshalb sich viele Gegenkräfte einer ökologischen Transformation nicht als exogene Faktoren fassen ließen, sondern vielmehr in den psychologischen Mechanismen der Individuen selbst verankert seien. *Jana Louisa Herbst* (Wien) beschrieb anschließend auf der Grundlage eigener Feldstudien in Nicaragua die Nachhaltigkeitszertifizierung von Agrarkraftstoffen als Ausdruck einer Symbolpolitik der »Ökologischen Modernisierung«, bevor *Marco Sonnberger* (Stuttgart) den Blick auf die Rolle von Rebound-Effekten als »Gegenspieler« eines ressourcenschonenderen Wirtschaftssystems lenkte, die eine Erklärung dafür bieten, warum der Gesamtenergieverbrauch in den Wohlstandsnationen trotz technologischer Effizienzrevolutionen weiter ansteigt. So werden z.B. die Energieeinsparungen im Bereich der Heizsysteme durch die gestiegene Wohnfläche pro Kopf konterkariert.

Im vierten und letzten Tagungsblock wurden dialektische Sichtweisen bzw. Beiträge diskutiert, die das Freund-Feind-Schema dekonstruieren. *Antje Otto* (Potsdam) führte aus poststrukturalistischer Perspektive zunächst die Grenzen einer dichotomen Einteilung in Freunde und Feinde vor Augen und zeigte am Beispiel eines lokalen Projektes in Hessen die inneren Widersprüche einer Umweltgruppe auf, deren Mitglieder sich auf der einen Seite klimapolitisch für die Energiewende einsetzen und auf der anderen Seite aus Gründen des Naturschutzes die Errichtung eines Windparks blockieren. Diesen Widerstand als bloßes »not in my backyard«-Phänomen abzutun, würde der tatsächlichen Motivation der Aktivisten nicht gerecht. Nach *Martin Försters* (Flensburg) quantitativen Analysen sei überdies die Bereitschaft, zum Umweltschutz beizutragen, bei vielen Menschen gerade deshalb nicht ausgeprägter, weil der Nutzen einer entsprechenden Umorientierung als nur abstrakt wahrgenommen würde. Abschließend illustrierte *Martin*

David (Essen) die produktive Funktion von Feindbildern in energiepolitischen Kämpfen. Anhand von Aussagen einiger Gründungsmitglieder der Elektrizitätswerke Schönau eG – den sogenannten Stromrebelln – arbeitete er heraus, wie das Empfinden von Wut auf den damaligen Stromnetzbetreiber den Protest befeuerte und so zur Gründung einer bis heute sehr erfolgreichen Bürgerenergiegenossenschaft beitrug.

Als Ausgleich zu dem straffen Tagungsprogramm mit über 20 Beiträgen standen die Abende ganz im Zeichen des informellen Austauschs beim Abendessen in stimmungsvollen Flensburger Restaurants – und dabei zeigte sich vor allem eines: Die Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie (NGU) ist auch nach zehn Jahren noch immer ein vitales Netzwerk von engagierten jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im interdisziplinären Kontext. Die 11. Tagung der NGU wird im November 2014 an der Universität Stuttgart stattfinden.

Maximilian Schmies, Jan-Felix Schrape, Bernd Sommer

Sektion Wirtschaftssoziologie

Bericht zur Tagung »The winner takes it all: Wirtschaftssoziologische Ansätze zur Erklärung von Erfolg«

Wieso zieht David Beckham, wo er auch auftaucht, alle Aufmerksamkeit – und auch viel Geld – auf sich? Und wieso konnte sich Ludwig XIV. als Sonnenkönig etablieren? Und nicht zuletzt, warum verdienen junge Broker in New York das Vielfache eines Normalhaushalts? Erfolg scheint ein zentraler Maßstab sozialen Handelns zu sein. So fragen die Organisatoren Marc Keuschnigg und Mark Lutter zu Recht, warum die Wirtschaftssoziologie bislang kaum das Phänomen wirtschaftlichen Erfolgs thematisiert habe. Die Organisatoren haben sich daher das Ziel gesetzt, dieses Themenfeld für eine breite wirtschaftssoziologische Diskussion zu öffnen. Die Tagung stand unter dem programmatischen Titel »The winner takes it all: Wirtschaftssoziologische Ansätze zur Erklärung von Erfolg« und fand am 11. und 12. Dezember 2013 in den Räumen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung im Schloss Nymphenburg in München statt.

Nach der Begrüßung und Einführung in die Thematik durch die Organisatoren eröffnete *Sigbard Neckel* (Frankfurt am Main) als Keynote-Sprecher die

Tagung. Neckel vertritt die These, dass stark asymmetrische Erfolgsverteilungen im ökonomischen Kontext in der Regel nicht aufgrund von Leistung und somit auch nicht aus dem Markthandeln hervorgehen; folglich können *winner-takes-it-all*-Phänomene laut Neckel nicht mit dem Bezug auf Marktkräfte legitimiert werden. In diesem Zusammenhang geht er auf die Herkunft der *winner-takes-it-all*-These ein und diskutiert ihre Annahmen kritisch. Anhand eines Beispiels verdeutlicht Neckel, dass ein sehr kleiner Teil der US-amerikanischen Oberschicht ein enorm hohes Einkommen, das in etwa 24 % des US-amerikanischen BSP entspricht, aus Finanzmarktaktivitäten und nicht aufgrund des Leistungsprinzips bezieht; Neckel spricht in diesem Zusammenhang von einem offenen Prozess der Refeudalisierung.

Der erste Block der Tagung thematisiert Ansätze zur Erklärung von Erfolg im Bereich der Kunst- und Kulturmärkte. *Marc Keuschnigg* (München) sucht in seinem Beitrag nach den generierenden Prozessen bzw. sozialen Mechanismen, die auf Märkten extrem ungleiche Erfolgsverteilungen hervorbringen, sich jedoch aus einer rein makrostrukturellen Perspektive nicht erklären lassen. Keuschnigg vermutet, dass es sich hierbei um zwei soziale Prozesse auf der Mikroebene handelt; zum einem um den Prozess der Optimierung individueller Entscheidungsträger, sein Vorredner Sighard Neckel spricht in diesem Zusammenhang von produktivitätsorientierter Entlohnung von Managern, zum anderen um den Prozess der Konformität, welcher aber zumeist kaum durch adäquat erbrachte Leistung abgedeckt wird. Keuschnigg fragt nach empirischen Evidenzen am beispielhaft herangezogenen Buchmarkt und kommt unter anderem zu dem Ergebnis, dass die Entstehung von Bestsellern im Wesentlichen auf kumulativen Vorteilen beruht, deren ursprüngliches Auftreten aber nicht mit Qualität korrespondiert. *Gunnar Otte* (Marburg) sucht in seinem Beitrag nach Qualitätskriterien in der Popmusik. Otte zeigt, dass Qualitätskriterien über einen dreistufigen sozialen Definitionsprozess: der Selektion, der Bewertung und der Einflussnahme hergestellt werden. Ergebnis seiner Studie ist die Erkenntnis, dass Rezensionen in Fachzeitschriften und Chart-Erfolge in keinem Entsprechungsverhältnis stehen. *Nina Tessa Zahner* (Leipzig) geht wiederum in ihrem Beitrag auf die Preisbildungsmechanismen auf internationalen Kunstmärkten ein und verortet die Determinanten von Erfolg in den Subfeldern der Kunst. Zahner argumentiert, dass es nicht mehr Museen sind, die Erfolgzuschreibungen herstellen, sondern diese viel mehr auf Sekundärmärkten, wie etwa Auktionsmärkten, erfolgen. *Mark Lutter* (Köln) macht in seinem Referat die extremen Erfolgsunterschiede auf dem US-amerikanischen

Markt für Kreativschaffende in der Filmbranche zum Thema und sucht nach den Ursachen von Erfolg. Lutter zeigt, basierend auf einer Netzwerkstudie, dass sich über das individuelle Talent Erfolg nicht erklären lässt, wichtiger sind unter anderem Reputationsmechanismen, Netzwerkpositionen sowie die Art der Beziehungsstruktur von Netzwerken. Er zeigt konkret am Beispiel individueller Karrierepfade von Filmproduzenten, dass die Positionen, welche die Akteure in sozialen Netzwerken einnehmen, Erfolg bedingen bzw. sich erst in bestimmten Netzwerkpositionen kreative Ideen entwickeln lassen und sich darüber hinaus *die* Möglichkeiten eröffnen, um erfolgreiche Filme zu produzieren.

Der zweite Block der Tagung thematisiert die »Kulturen des Erfolgs«. *Georg Reischauer* (Wien) referiert über den Gegenpart von Erfolg, genauer: über die Kultur des Scheiterns. Er argumentiert, dass das Scheitern zu den integralen Bestandteilen kapitalistischer Wirtschaftsordnungen gehört, die Interpretation und somit der gesellschaftliche Umgang mit dem Scheitern aber von kulturellen Gesichtspunkten abhängig sei. Reischauer zeigt anhand einer vergleichenden, historischen Fallanalyse zwischen den USA und Deutschland, dass die unterschiedlichen, historisch gewachsenen Normen und Werte der jeweiligen Nationen, aber auch nationale Sozialstrukturen die Interpretationsrahmen und den Umgang mit wirtschaftlichem Scheitern bestimmen. Zum Abschluss des ersten Tages referieren *Raphael Heiberger* (Bamberg) und *Andreas Schmitz* (Bonn) über globale und nationalstaatliche Zusammenhänge und beleuchten das funktionale Wechselverhältnis des *Dept Security*-Markts mit anderen gesellschaftlichen Bereichen. Heiberger und Schmitz zeigen anhand ihrer Ergebnisse und mithilfe der Feldtheorie von Bourdieu, dass zwischen dem Kapitalvolumen am Finanzmarkt und anderen Kapitalien wie bspw. Denjenigen des kulturellen, aber auch des militärischen Felds von Staaten enge Zusammenhänge bestehen.

Der zweite Tag der Tagung beginnt mit dem Beitrag von *Klaus Kraemer* und *Dieter Reicher* (Graz). Kraemer und Reicher gehen wie die Neue Wirtschaftssoziologie von der Annahme aus, dass Ungewissheitsmomente und Koordinationsprobleme auf Märkten über die Einbettung von Marktbeziehungen abgebaut bzw. gelöst werden. Sie argumentieren im Anschluss, dass die unterschiedlichen Wirtschaftsakteure, aber auch Märkte, in Narrationen eingebettet sind, und folgern, dass Wirtschaftsakteure das Koordinationsproblem über sogenannte *stories* bzw. Glaubensüberzeugungen, wie etwa Mythen oder Ideen, lösen, um bspw. neue Marktsegmente zu begründen oder Konkurrenzsituationen einzudämmen. Kraemer und Reicher belegen

ihre theoretischen Überlegungen am Beispiel der Olympischen Winterspiele von 1932 und einer Analyse österreichischer Internetforen zu wichtigen Fußballerevents. Allgemein lässt sich für die Wirtschaftssoziologie schlussfolgern, dass der Markterfolg von nicht-marktlichen Voraussetzungen abhängt.

Kai Brauer (Klagenfurt) referiert in seinem Beitrag über die selbstreferenzielle Legitimität von Erfolgskonstruktionen. Er argumentiert, dass Erfolg im Sinne eines *winner-takes-it-all*-Marktes nicht auf einem Leistungsprinzip beruht, sondern auf Zufällen oder Glück. Die Legitimation von Erfolg, so Brauer, beruht aber auf einem Leistungsmodus, welcher in Widerspruch zu den Lebensläufen und Erfahrungen der Individuen stehe. Die hier angedeutete Diskrepanz begründet, so der Referent, den Diskurs der Ungleichheit. Der dritte Block steht unter dem Motto Wissenschaft und Karriere.

Jan-Christoph Rogge (Berlin) zeigt, dass das deutsche Wissenschaftssystem einem umfassenden, politisch motiviertem Strukturwandel unterworfen ist. Rogge argumentiert daher, dass der Wissenschaftsbetrieb infolge politischen Handelns die Form eines Quasi-Marktes angenommen hat, der darüber hinaus strukturelle Merkmale eines *winner-takes-it-all*-Marktes vereint und nach dem Dafürhalten von Rogge dazu führt, dass sich der Wettbewerb um eine Professur extrem verschärft. Innerhalb dieses Spannungsfeldes verdeutlicht er mittels empirischer Daten, dass die subjektive, positive Selbsteinschätzung der eigenen Erfolgsaussichten von promovierten Akteuren, welche eine Professur anstreben, von einer guten beruflichen Förderung sowie von der Unterstützung aus dem privaten Bereich abhängt.

Tobias Wolbring (Zürich) geht in seinem explorativ angelegten Vortrag »Erfolgsungleichheit in der Wissenschaft« der Frage nach, ob sich die Wissenschaft als ein gemäßigter *winner-takes-it-all*-Markt thematisieren lässt, in welchem soziale Mechanismen zu einem disproportionalen Zusammenhang von Leistung und Erfolg führen. Wolbring geht auf Status-Effekte in der Wissenschaft ein und fragt, ob sich Erfolg im wissenschaftlichen Bereich übertragen lässt bzw. ob sich der Status von Dritten auf die eigenen Erfolgchancen positiv auswirkt.

Das in den Sozialwissenschaften bekannte Tocqueville Paradox bildete den Ausgangspunkt des Vortrags von *Joël Berger* (Zürich). Das Erklärungsproblem, das sich Berger stellt, spricht die vermeintlich so widersprüchlichen Situationen an, in welchen sich den Akteuren neue bzw. erweiterte Handlungsmöglichkeiten eröffnen, in deren Folge die individuelle Frustrationsrate jedoch ansteigt. Die theoretische Problemkonturierung erfolgt mithilfe eines

von Raymond Boudon entwickelten spieltheoretischen Modells. Die auf Laborexperimenten basierenden Ergebnisse zeigen, dass das Paradoxon unter anderem in wettbewerbsähnlichen Situationen wahrscheinlicher wird, wenn risiko-neutrale aber auch risikoaverse Individuen einander gegenüber stehen. Die Sprecherin der Sektion Wirtschaftssoziologie

Andrea Maurer (Frier) fasst zum Abschluss der Tagung die wesentlichen Aussagen der unterschiedlichen Beiträge zusammen und leitet die lebhaft und spannende Abschlussdiskussion. Die Tagung hat gezeigt, dass das Themenfeld des wirtschaftlichen Erfolgs noch eine große Bandbreite an vielversprechenden Forschungsthematiken für die Neue Wirtschaftssoziologie offen hält, die es zu entdecken gilt.

Robert Skok

Preisträger Donald Tomaskovic-Devey forscht an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld

Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat den amerikanischen Soziologen Donald Tomaskovic-Devey für den Anneliese Maier-Forschungspreis ausgewählt. Tomaskovic-Devey ist einer der renommiertesten Experten für die Erforschung von Ungleichheiten am Arbeitsmarkt, ein Gebiet, das meist von den Wirtschaftswissenschaften bearbeitet wird. Sein Ziel ist, eine empirisch überprüfbare Theorie sozialer Ungleichheiten zu entwickeln, die möglichst umfassend die wichtigsten Faktoren wie soziales Umfeld, Bildung, Mobilität und Einkommen in den Blick nimmt und die Ursachen und individuellen und gesellschaftlichen Folgen sozialer Ungleichheiten identifiziert.

Mit dem Preisgeld von 250.000 Euro wird die Forschungskooperation mit dem Sonderforschungsbereich 882 zu sozialen Ungleichheiten an der Universität Bielefeld »Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten« finanziert werden. Hier soll Tomaskovic-Devey unter anderem beim Aufbau eines internationalen Forschungsnetzwerks zur Erklärung der Ursachen sozialer Ungleichheiten mitwirken.

Der Anneliese Maier-Forschungspreis wird aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung finanziert und soll die Internationalisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften in Deutschland voranbringen. Die insgesamt vier Preisträgerinnen und vier Preisträger wurden unter 60 Nominierten aus 17 Ländern ausgewählt.

Berliner Wissenschaftspreis für Heike Solga

WZB-Direktorin und Professorin am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin Heike Solga ist mit dem diesjährigen Berliner Wissenschaftspreis des Regierenden Bürgermeisters von Berlin ausgezeichnet worden. Klaus Wowereit würdigte Heike Solga als Persönlichkeit, die in herausragender Weise zu Problemlösungen in Wirtschaft und Gesellschaft beigetragen habe. Die Laudatio hielt der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Günter Stock. Der Berliner Wissenschaftspreis ist mit 40.000 Euro dotiert.

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit von Heike Solga stehen die Frage nach der Entstehung und Verfestigung sozialer Ungleichheit und die Suche nach bildungs- und arbeitsmarktpolitischen Gegenmaßnahmen. Die Direktorin der WZB-Abteilung Ausbildung und Arbeitsmarkt hat noch zu Zeiten der deutschen Teilung an der Berliner Humboldt-Universität studiert und arbeitete seit 1992 für viele Jahre am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Im Jahr 2005 folgte sie dem Ruf auf eine Professur an der Universität Göttingen; 2008 wechselte sie auf eine Professur am Institut für Soziologie der Freien Universität mit dem Schwerpunkt Arbeit, Arbeitsmarkt und Beschäftigung.

Solga sucht neue Wege für die interdisziplinäre Bildungsforschung und ist in zahlreichen Wissenschaftskooperationen sowie wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Gremien tätig. Die Wissenschaftlerin war unter anderem Gastprofessorin an der amerikanischen Yale University und der ETH Zürich und ist Mitherausgeberin der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.

Schader-Preis 2014 für Stephan Leibfried

Professor Dr. Stephan Leibfried (Bremen) erhält den Schader-Preis 2014 in Anerkennung seiner international herausragenden und auch praktisch ambitionierten Verdienste um die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Forschung zum Sozialstaat und zur allgemeinen jüngeren Staatsentwicklung. Mit dem Schader-Preis zeichnet die Schader-Stiftung Gesellschaftswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus, die durch ihre wissenschaftliche Arbeit und ihr öffentliches Wirken wichtige Beiträge für die Lösung gesellschaftlicher Probleme geleistet haben. Prof. Dr. Stephan Leibfried erfüllt dieses Profil in ganz besonderem Maße.

Der Schader-Preis wird durch den Senat der Schader-Stiftung verliehen. Der Sprecher des Senats, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Franz-Xaver Kaufmann, begründet die Entscheidung für den Bremer Wissenschaftler: »Bemerkenswert im Hinblick auf die Ziele der Schader Stiftung sind insbesondere Leibfrieds vielfältige Versuche, Brücken in die Praxis zu schlagen, so durch die Initiative für ein Brückenprogramm der VolkswagenStiftung, mit dem u.a. Praktiker der Sozialpolitik aus Deutschland und Großbritannien in Kon-

takt mit der einschlägigen internationalen Forschung gebracht werden sollten. In ähnliche Richtung zielen jüngere Bemühungen, die Ergebnisse universitärer Forschung zur Sozialpolitik den Mitgliedern des Bundessozialgerichts systematisch nahe zu bringen, was 2014 zu einer von Juristen und Sozialwissenschaftlern gemeinsam verfassten Denkschrift zum 60-jährigen Bestehen des Bundessozialgerichts führt. Der deutsche Sozialstaat ist auf kontinuierliche Forschung in vielen Disziplinen der Universitäten angewiesen, wenn seine praktische Weiterentwicklung nicht dem Blindflug überlassen werden soll.

Stephan Leibfrieds Initiative und Energie ist im Wesentlichen die Gründung des Zentrums für Sozialpolitik (ZeS) 1988 an der Universität Bremen zu verdanken. Das ZeS ist eine interdisziplinäre Einrichtung, die Ökonomie, Politik, Soziologie, Sozialmedizin/Gesundheitspolitik umfasst und mittlerweile zu einer international führenden Forschungseinrichtung in der Sozialpolitik und der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung geworden ist. Zahlreiche Forschungsinitiativen – u.a. der soziologisch geprägten Sonderforschungsbereich *Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf* (1988 bis 2001) und der politikwissenschaftliche zur *Staatlichkeit im Wandel* (2003 bis 2014) – sind maßgeblich von Stephan Leibfried in Gang gesetzt und mit Leben erfüllt worden.«

Zu den Arbeitsgebieten von Stephan Leibfried gehören die Armutsforschung, die vergleichende Forschung über die Entwicklung und Probleme von Wohlfahrtsstaaten und die Staatsforschung insgesamt. Aus seinen vielen Veröffentlichungen sei in der Armutsforschung auf *Zeit der Armut: Lebensläufe im Sozialstaat* (Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, englisch 1999, zusammen mit Lutz Leisering) verwiesen. Für die vergleichende Forschung z.B. auf *Limits to Globalization: Welfare States and the World Economy* (Cambridge: Polity 2005; zusammen mit Elmar Rieger). Leibfried ist Initiator und Mitherausgeber von *The Oxford Handbook of the Welfare State* (Oxford University Press 2010, paperback 2012), das den internationalen Forschungsstand – mit 72 Autoren aus 18 Ländern – systematisch zusammenfasst und großen internationalen Widerhall gefunden hat. Derzeit arbeitet er hauptverantwortlich an der Herausgabe von *The Oxford Handbook of Transformations of the State*, das 2014/2015 erscheinen wird.

Seit 2008 engagiert sich Leibfried auch in wissenschaftspolitischen Debatten, insbesondere durch kritisch-konstruktive Kommentare zur Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder und zu ihrer Weiterführung. Dem entspricht vor Ort, dass er besonders daran mitgewirkt hat, dass sich die Universität Bremen seit 2012 zu den derzeit elf Exzellenzuniversitäten dieser Republik zählen darf.

Der Schader-Preis wird jährlich von der Schader-Stiftung verliehen und ist mit 15.000 Euro dotiert. Die Jury bildet der Senat der Stiftung. Zu den bisherigen Preisträgern zählen unter anderem Jutta Allmendinger (2013), Paul Kirchhof (2012), Jan Philipp Reemtsma (2011), Wolf Lepenies (2010), Lord Ralf Dahrendorf (2009), Klaus von Beyme (2008), Franz-Xaver Kaufmann (2007), Gesine Schwan (2006) und Ulrich Beck (2005).

Die Schader-Stiftung fördert seit 25 Jahren die Gesellschaftswissenschaften. Ihr Anliegen ist es dabei, den Praxisbezug der Gesellschaftswissenschaften und deren Dialog mit der Praxis zu stärken. Die gemeinnützige und unabhängige Schader-Stiftung wurde 1988 von Alois M. Schader in Darmstadt gegründet.

Peter Lonitz

Habilitationen

Dr. Mathias Weifert hat sich am 17. Juli 2013 an der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Dresden habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Volkgruppenidentität, sozialer und kultureller Identitätswandel bei den sogenannten Donauschwaben (1683 – 2008)«. Die *venia legendi* lautet Historische Ethnosoziologie.

Karl-Polanyi-Preis 2014 der Sektion Wirtschaftssoziologie

Die Sektion Wirtschaftssoziologie wird während des Soziologiekongresses 2014 in Trier zum vierten Mal einen Preis für eine herausragende Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Wirtschaftssoziologie verleihen. 2014 soll mit dem Karl-Polanyi-Preis wieder ein soziologisches Buch prämiert werden. Nominiert werden können Arbeiten, die längstens vier Jahre vor der Auslobung veröffentlicht worden sind. Nominiert werden können auf Deutsch und auf Englisch verfasste Bücher, deren Veröffentlichung zwischen 2010 und Ende 2013 erfolgt ist.

Der Karl-Polanyi-Preis wird im Rahmen eines Empfangs der Sektion Wirtschaftssoziologie auf dem Soziologiekongress 2014 an die Preisträgerin bzw. den Preisträger verliehen. Der Preis ist mit 500 Euro dotiert.

Die Auswahl wird durch eine Jury, bestehend aus drei anerkannten Wirtschaftssoziologinnen und Wirtschaftssoziologen, getroffen, für die eine internationale Zusammensetzung angestrebt wird. Mitglieder des Vorstands der Sektion Wirtschaftssoziologie gehören der Jury nicht an. Arbeiten von Jurymitgliedern und gegenwärtigen Mitgliedern im Vorstand der Sektion werden nicht in die Auswahl einbezogen. Die Jury wird ihre Prämierung in einer Laudatio begründen.

Sowohl Nominierungen durch Dritte als auch Selbstnominierungen sind möglich. Bitte machen Sie auch NachwuchswissenschaftlerInnen darauf aufmerksam. Einsendeschluss ist der **30. April 2014**. Die vorgeschlagenen Bücher müssen in Form *eines* Druckexemplars per Post *und* einer digitalen Kopie als Datei per E-Mail eingereicht werden. Bitte senden Sie die Schriften an:

Prof. Dr. Andrea Maurer
Sprecherin der Sektion Wirtschaftssoziologie in der DGS
Universität Trier
FB IV – Soziologie
Arbeit, Organisation, Unternehmen
Universitätsring 15
54286 Trier

E-Mail: andrea.maurer@uni-trier.de

Liberaler Sozialist, Zionist, Utopist: Der Soziologe und Nationalökonom Franz Oppenheimer (1864 – 1943)

Ausstellung in der Goethe-Universität Frankfurt am Main im Foyer des PEG-Gebäude, Campus Westend

Diese im Rahmen des Zentenariums der Goethe-Universität stattfindende Ausstellung hat das Leben und Werk von Franz Oppenheimer (1864 – 1943) zum Gegenstand. Oppenheimer war ein zu seiner Zeit berühmter Nationalökonom und Soziologe, und nahm von 1919 bis 1929 die erste soziologische Professur an der Goethe-Universität Frankfurt wahr und veröffentlichte im Laufe seines Lebens über 50 Bücher und 400 Aufsätze. Oppenheimer hatte nach seinem medizinischen Studium in Berlin zeitweise als Arzt gearbeitet und sich anschließend nationalökonomischen und soziologischen Forschungen zugewendet. Er verkehrte in seiner Jugend im Friedrichshagener Dichterkreis in Berlin und war seit 1903 ein führendes Mitglied der internationalen zionistischen Bewegung, der er als nationalökonomischer Berater bei der Gründung von Siedlungsgenossenschaften in Palästina zur Verfügung stand. Oppenheimer war auch in Deutschland an der Gründung von verschiedenen landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften beteiligt, von denen er sich als liberaler Sozialist und Vordenker der sozialen Marktwirtschaft vermittels einer ›inneren Kolonisation‹ die Lösung der sozialen Frage seiner Zeit erhofft hatte. Seine Gedanken fanden in den 1920er Jahren auch Eingang in das Agrarprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emigrierte er Ende 1938 zunächst nach Japan und China und anschließend in die USA, wo er 1943 verarmt in Los Angeles verstarb.

Diese Ausstellung wird Oppenheimers in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Lebensweg nachzeichnen. Fachgeschichtliche Eigenarten der deutschsprachigen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften werden dabei ebenso berücksichtigt wie das familiäre Umfeld sowie der zeitgeschichtliche Kontext, in dem er sich bewegt hat. Mit der Ausstellung ist es möglich, anhand einer herausragenden Gelehrtenbiographie in allgemein verständlicher Weise verschiedene Epochen der neueren deutschen Geschichte von der Bismarckzeit bis zum Zweiten Weltkrieg zu dokumentieren.

Die Ausstellung wird am 14. April 2014 um 16 Uhr eröffnet und kann bis zum 31. Mai besucht werden.

In memoriam Richard Grathoff (30. August 1934 – 10. November 2013)

Richard Grathoff ist am 10. November gestorben. Er war von 1976 bis zu seiner Emeritierung Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld.

Grathoff gehört zu den in der Vergangenheit nicht eben seltenen Soziologen, die durch einen Quereinstieg in die Soziologie gerieten. Er hat Mathematik studiert, sein Studium in Göttingen mit dem Staatsexamen abgeschlossen, hernach war er einige Jahre *Instructor* für Mathematik an mehreren Universitäten der USA. Seinen ersten Kontakt zur Soziologie knüpfte Grathoff noch in Göttingen in den Vorlesungen Helmuth Plessners. Recht in Fahrt kam seine Befassung mit der Soziologie aber erst, als er 1963 an der New School of Social Research in New York auf Peter Berger und Thomas Luckmann traf und in einen Kreis von Phänomenologen geriet. Alfred Schütz war zwar bereits 1959 gestorben, sein Lebenswerk war aber in den Vorlesungen und Seminaren von Thomas Luckmann, seit 1960 Nachfolger auf der Professur von Alfred Schütz, sodann von Albert Salomon und Aaron Gurwitsch weiter präsent. Mit jedem der Genannten pflegte Grathoff engen Kontakt. Die Begegnung mit diesem Kreis von Gelehrten sollte für Grathoff zum Schicksal werden. Grathoff ließ sich auf die Phänomenologie ein, studierte Husserl, immer mit einem Auge auf Schütz, und suchte eine eigene sozialphilosophische Grundlage seines Denkens zu gewinnen.

Als Thomas Luckmann 1965 einen Ruf an die Universität Frankfurt erhielt, folgte Grathoff ihm nach Deutschland und entwickelte seit dieser Zeit eine rege Lehrtätigkeit zunächst in Frankfurt, später in Konstanz. Zusammen mit Thomas Luckmann und Hansfried Kellner entstand so etwas wie ein Nukleus der sozialphänomenologischen Soziologie in Deutschland. Man darf annehmen, dass nicht zuletzt die phänomenologische Grundlage seines Denkens ein Grund für seine Berufung nach Bielefeld war. Phänomenologie war die neutrale Lehre zwischen der Frankfurter Schule und dem Mannheimer und Kölner Empirismus.

Wenn man einen Pflock einschlagen soll, um Richard Grathoffs wissenschaftliche Tätigkeit zu kennzeichnen, wird man als erstes festhalten wollen, dass er sich bedingungslos auf Denken einließ. Denken aber war für ihn gebunden an das verzweigte System der Sozialphänomenologie Schütz' und Husserls und des New Yorker Kreises. Jeder Gedanke bekam seinen Stellenwert durch seine Einordnung oder zumindest durch eine Beleuchtung durch

das inzwischen in verzweigten Gedankengängen konsolidierte eigene Denksystem Grathoffs. In dem 1995 erschienenen Werk »Milieu und Lebenswelt« hatte er eine soziologische Theorie mittlerer Reichweite im Visier. Wenn dieses Werk nicht einfach zu lesen ist, so deshalb, weil sich hier bereits die idiosynkratische Verhärtung der Sozialphänomenologie Grathoffs zeigte. Sie stand durchaus noch im Banne Schütz', aber doch in Grathoffscher Aufarbeitung. Man darf vermuten, dass eine so bedingungslose Verhaftung an eine Schule einer kritischen kommunikativen Einbindung bedurft hätte, um Folgen zu zeitigen. Phänomenologische Kollegen in seinem Umfeld haben freilich geltend gemacht, dass eine kritische Kommunikation sehr bald auf den Granit Grathoffschen Denkens stieß. Dem Werk Schütz' galt eine große Zahl von weiteren Arbeiten. So ist die Werkausgabe von Schütz' Werk seiner Idee entsprungen.

So geschlossen sich sein Denken zeigte, so offen war Richard Grathoff für die Menschen seiner Umwelt. Eine nicht geringe Zahl von Studenten und Studentinnen haben in ihm ihren Ansprechpartner gefunden. Als eine Gruppe von polnischen Studierenden unter der Militärregierung nicht nach Polen zurück konnte, war er es, der mit der Gründung eines Kopernikus-Kreises die Bedingungen für ihren Aufenthalt in Bielefeld schuf. Das Ende des Grathoffschen Lebenswegs war durch seine schwere Alterskrankheit gekennzeichnet. Sie hat während seiner späten aktiven Zeit ihren Schatten vorausgeworfen. Seine Kollegen werden das nicht immer wahrgenommen haben. Mir war Richard Grathoff, wenn dieser Satz in einem akademischen Nachruf erlaubt ist, ein lieber Freund.

Günter Dux

In memoriam Ingrid Oswald (16. Mai 1957 – 26. November 2013)

Wir trauern um unsere langjährige Freundin und Kollegin Ingrid Oswald, die Anfang Dezember 2013 in ihrer Wohnung in Berlin-Neukölln aufgefunden wurde. Sie starb einsam und krank.

Ingrid hatte in Freiburg im Breisgau Soziologie studiert. Wir lernten sie um 1985 kennen als sie – vor der Einführung der neuen Informationstechnik – in der damaligen taz als *Saxzerin* arbeitete. Sie verließ diese Zeitung um sich eine wissenschaftliche Karriere aufzubauen, zunächst am Osteuropa-Institut der Freien Universität mit einer Doktorarbeit über sowjetische Science Fiction als soziologisches Erkenntnismittel (1991). 1999 habilitierte sie an der Universität Magdeburg mit dem Werk »Die Nachfahren des ›homo sovieticus‹« (2000), das auf einer breiten empirischen Basis die ethnischen Beziehungen im post-sowjetischen Raum untersuchte.

Seit dem Ende der Sowjetunion, also in den neunziger Jahren, hatte sie intensive Kontakte nach Russland, vor allem zum Centre for Independent Social Studies (CISR) in St. Petersburg, das sie mit aufbaute und in dessen Rahmen sie an einer Fülle von empirischen soziologischen Projekten über Migrationen, ethnischen Auseinandersetzungen, Veränderungen der Lebensweise, über sich wandelnde Dorfstrukturen in postsowjetischen Gesellschaften arbeitete. Ihre Forschungen sind in einer Fülle von Publikationen – Aufsätzen, selbstgeschriebenen und herausgegebenen Büchern – dokumentiert. Sie machte sich mit ihren Forschungen und Publikationen über ihre Ausgangsregion hinaus einen Namen als methodologisch reflektierte Sozialforscherin, die ihre Forschungserfahrung auch in weiteren Kontexten zur begrifflichen Schärfung der Forschung nutzte. Davon zeugte ihr wichtiges Lehrbuch zur »Migrationssoziologie« (2007).

Darüber hinaus war sie auch in der akademischen Lehre außerordentlich erfolgreich. Bis 1996 war sie Mitarbeiterin am Osteuropa-Institut der FU Berlin; danach war sie lehrend auch an anderen Universitäten aktiv, so an der Humboldt-Universität, den Universitäten Oldenburg, Magdeburg, München und St. Petersburg. Was ihr trotz ihres Engagements und ihrer pädagogischen Qualitäten nicht gelang, war, eine dauerhafte, ihren Fähigkeiten und Leistungen entsprechende Stelle im deutschen Universitätsbetrieb zu finden. Sie war gezwungen, sich von befristeten Lehraufträgen zu befristeten Forschungsprojekten weiter zu hangeln, die teils schlecht bezahlt waren, teils immer wieder ohne Anschlussfinanzierung endeten. Die Erfahrung zunächst

als zu jung und unerfahren, und dann von einem Tag auf den anderen als zu alt und zu erfahren zu gelten, haben auch andere Frauen im Universitätsbetrieb gemacht. Das mit dieser Existenzform verbundene Gefühl, trotz aller Leistungen und allen kollegialen Schulterklopfens kontinuierlich ausgenutzt und missachtet zu werden, hat auch andere zermürbt.

Der persönliche Verlust ist schmerzlich. Ingrids spezifischer Witz, ihre Kreativität, ihre Sorgfalt, ihre Toleranz, ihre Sensibilität, ihre Energie und ihre Persönlichkeit werden allen fehlen, die sie kannten.

Erich Rathfelder und Erhard Stölting

Call for Papers

»Linked life« course transitions and family outcomes

4th International *pairfam* Conference, University of Cologne, September 25 and 26, 2014

pairfam is a multi-disciplinary panel study on partnership and family dynamics, intergenerational relationships, and parenting in Germany. Funded by the German Research Foundation (DFG) as a long-term project. *pairfam*'s first wave of data was collected in 2008/09. Currently, data from Waves 1–4 are available to the scientific community free of charge; Wave 5's data are expected to be released in Spring 2014. See www.pairfam.de for further information.

The 4th International *pairfam* Conference will focus on the topic of »linked« life course transitions and family outcomes. Glen Elder's concept of »linked lives« alerts us to the fact that family members' life courses are interdependent. Moreover, family life is closely intertwined with other domains of the life course. And, finally, just as family life is linked to other domains of life, families are embedded in larger social, economic, and cultural contexts. We therefore invite the submission of papers and posters presenting analyses ...

- »linking« family members' life course transitions and outcomes (intra- & intergenerational);
- »linking« transitions and outcomes in different domains of individuals' life course; and
- »linking« different data sets (such as *pairfam*, NKPS, NLSY, SHARE [LIFE]).

Invited talks by eminent scholars in the field of life course and family research will complement the presentation of submitted papers and posters.

To apply for a presentation you are requested to submit an abstract of up to 400 words to the local organizers, Karsten Hank and Veronika Salzburger. Abstracts should be sent to sekretariat-hank@wiso.uni-koeln.de by **April 20, 2014**.

Emotionen: Wie sozial sind unsere Gefühle?

Call for Papers für das »Soziologie-Magazin. Publizieren statt Archivieren«

Wie soziologisch relevant ist es eigentlich, wenn wir uns freuen, lachen, weinen oder wütend sind? Wenngleich sich bereits einige soziologische Klassiker wie Max Weber, Émile Durkheim, Georg Simmel, Norbert Elias und Erving Goffman mit Emotionen beschäftigt haben, kann dennoch von einer emotionssoziologischen Abstinenz bis in die 1970er Jahre gesprochen werden.

Die (Wieder-)Entdeckung des Themas, insbesondere im angloamerikanischen Sprachraum, ist einer Debatte in den Jahren 1978 und 1979 innerhalb der soziologischen Fachzeitschriften *The American Journal of Sociology* und *The American Sociologist* zwischen Theodore D. Kemper, Arlie Russell Hochschild und Susan Shott zu verdanken. Es folgten einige grundlegende Buchveröffentlichungen, die Gründung der *International Society for Research on Emotions* 1984 und die Etablierung der Sektion für die Soziologie der Emotionen bei der *American Sociological Association* 1986. Einige sprachen im Zuge dessen bereits von einem *emotional turn*, doch im Vergleich zu anderen Fragestellungen, wird das Thema innerhalb der Soziologie nach wie vor eher stiefmütterlich verhandelt. Dabei bietet deren Analyse wichtige Anknüpfungspunkte an andere soziologische Fragestellungen.

So verdeutlicht beispielsweise Sighard Neckel den Zusammenhang zwischen Kultursoziologie und Emotionsforschung. Er zeigt, dass die Erforschung von Emotionen einer Analyse von kulturell vermittelten Sinnzusammenhängen gleichkommt – schreiben sich doch Gesellschaftsstruktur und kulturelle Deutungsbestände in unsere Gefühle ein. Diesem Ansatz folgend stellt sich die Frage, wie repräsentiert sich also Kultur in unseren Emotionen aktuell? Gibt es so etwas wie kollektive Gefühle? Und wenn wir von Emotionskultur sprechen, was genau meinen wir damit gegenwärtig?

Spätestens seit Hochschilds viel beachteten Studien zu Emotionsarbeit in Beruf und Familie drängen sich immer mehr Fragen zur Ökonomisierung

von Gefühlen auf, durch welche Emotionen – ob authentisch, künstlich erzeugt oder verdrängt – immer mehr zum eigenen Kapital gezählt werden, das produktiv eingesetzt werden will. Muss also zu Pierre Bourdieus Kapitalarten noch das emotionale Kapital hinzugefügt werden? Und in welchem Kontext können Emotionen produktiv genutzt werden?

Auch gewinnt die Analyse von Emotionen auf der Handlungsebene zunehmend an Bedeutung. Gerade in Abgrenzung zu Rational-Choice-Theorien werden Emotionen heute als verleblichte Positionierungen verstanden, die dem Einzelnen als wichtige Handlungsorientierung dienen. Doch wie genau wirken sich Emotionen auf unser Handeln aus?

Darüber hinaus interessiert uns auch wie Emotionen überhaupt soziologisch adäquat ergründet werden können. Welche Forschungsmethoden bieten sich hierfür an? Gibt es so etwas wie abweichendes Fühlen? Und wenn ja, welchen Emotionsregeln unterliegen wir aktuell und wie entstehen diese? Welche interessanten Anknüpfungspunkte zu anderen soziologischen Fragestellungen lassen sich noch finden oder bleibt es bei einer einfachen Bindestrich-Soziologie?

Habt ihr euch bereits mit solchen oder ähnlichen Fragen in einer Seminararbeit, einem Vortrag, einem Forschungsprojekt oder einer Abschlussarbeit auseinandergesetzt? Möchtet ihr eure Ergebnisse in Form eines wissenschaftlichen Artikels einer breiteren soziologischen Öffentlichkeit vorstellen? Dann schickt uns eure Texte bis zum **31. Mai 2014** an einsendungen@soziologiemagazin.de.

Wie immer sind wir auch – themenunabhängig – an Rezensionen, Interviews oder Tagungsberichten interessiert! Hilfestellungen für eure Artikel bekommt ihr auf unserer Website unter »Hinweise für Autor_innen«: <http://soziologieblog.hypotheses.org/>.

Tagungen

Conference on the Legacy of Raymond Boudon

ETH Zurich, 29 and 30 May 2014

Raymond Boudon's pioneering work has strongly influenced contemporary sociology, especially rational choice/analytical sociology and research on education and social stratification. While others merely retell the work of classical sociologists, Boudon exploited the ideas of Weber, Durkheim, de Tocqueville and other classical sociologists in a unique way. Building on the sociological tradition, he was able to demonstrate the fruitful synthesis of classical ideas and modern analytical tools such as mathematical models, simulation methods and game theory. In doing so, Boudon succeeded in opening up black boxes, unravelling the mechanisms that generate the social phenomena to be explained.

The conference on Raymond Boudon's legacy will discuss contemporary sociological research and theory building in Boudon's tradition. Among other topics, the following aspects of his work will be discussed:

- Critical appraisal of theories, models, model extensions and simulation studies
- Empirical tests of theoretical models and hypothesis
- Theory and concepts of rationality and ideology
- Theory of education, inequality and mobility
- Methodological issues
- Impact on sociology

The conference is open to the public and we warmly invite listeners. Please let us know by **30 April 2014** if you wish to participate at the conference as a listener.

The event will take place at the ETH Zurich, Alumni Pavilion MM C 78.1, Leonhardsstraße 34, CH-8001 Zürich. It is organized by Joël Berger and

Andreas Diekmann, Chair of Sociology, ETH Zurich and Section on Model Building and Simulation, German Society for Sociology. If you want to reach the conference office please contact

Claudia Jenny

E-Mail: claudia.jenny@soz.gess.ethz.ch

Critical Sociology: Current Issues and Future Challenges

Tagung vom 23. bis 25. Juni 2014, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Campus Westend, Casino, Renate-von-Metzler-Saal

Ihr Verständnis der Soziologie als einer Instanz der kritischen gesellschaftlichen Selbstreflexion hat die Frankfurter Soziologie weltweit bekannt gemacht. Auch heute noch ist das Bild, das man sich im In- und Ausland von der Frankfurter Soziologie macht, hiervon geprägt. Dieses Verständnis soll im GU-100-Jahr im Rahmen einer international ausgerichteten Tagung fortgeführt und gestärkt werden. Dementsprechend sollen in der Perspektive einer »Kritischen Soziologie« aktuelle Fragen zur Zukunft der Gesellschaft und den Bedingungen von Lebens- und Existenzweisen im transnationalen Kapitalismus diskutiert und Möglichkeiten kritischer Untersuchungen und Interventionen ausgelotet werden. Das Label »Kritische Soziologie« übernimmt dabei eine doppelte Funktion: Mit ihm soll an die Frankfurter Tradition angeschlossen, zugleich aber eine inhaltliche Erweiterung vorgenommen werden. D.h. es sollen nicht nur frühere Theoriekonzepte der Frankfurter Schule für die Bedingungen der Gegenwartsgesellschaften aktualisiert, sondern vor allem neuere soziologische Ansatzpunkte und Auswirkungen der Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen zum Gegenstand gemacht werden. Das übergeordnete Ziel der Tagung besteht darin, eine Kritische Soziologie im Rahmen eines internationalen Dialogs fortzuentwickeln und die Produktivität der Soziologie als einer Lieferantin unabdingbarer diagnostischer und handlungsrelevanter Wissensbestände für die drängenden gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart unter Beweis zu stellen.

Die Tagung wird vier inhaltliche *Panels* umfassen, zu denen jeweils drei renommierte internationale Wissenschaftler*innen eingeladen werden.

I. Technoscience, Knowledge, Power

Das Panel präsentiert unterschiedliche Perspektiven auf die Machteffekte technowissenschaftlicher Praktiken. Im Zentrum stehen Ansätze der *social studies of science* und der *feminist technoscience studies*, deren Beiträge für eine kritische Soziologie untersucht werden sollen. Dabei werden insbesondere die Ökonomisierung von Lebensformen und -prozessen sowie die Bedeutung wissenschaftlichen Wissens und technologischer Artefakte für die Geschlechterverhältnisse in den Blick genommen.

II. Inequality and Space

Die Vorträge in diesem Themenfeld widmen sich der Analyse von Räumen sozialer Ungleichheit, wobei unter »spaces« sozialräumliche Gebilde (wie etwa großstädtische Slums), institutionelle Räume (wie etwa das Schul- oder Polizeisystem) oder auch symbolische Räume (wie etwa der kinderbezogene Bedeutungskosmos von Konsumprodukten) zu verstehen sind. Den herausragenden Vertreter*innen einer kritischen Soziologie, die wir zur Konferenz einladen wollen, verdanken wir teilweise überhaupt die Aufmerksamkeit für die neuen Ungleichheiten in spezifischen sozialen Sphären und die damit verbundenen Herausforderungen künftiger soziologischer Forschung. Die Vorträge sollen diese Herausforderungen nicht nur auf einer empirisch-substantiellen Ebene thematisieren, sondern auch auf der Ebene der theoretischen Analyseinstrumente und Forschungsmethoden einer sich als kritisch verstehenden Soziologie.

III. Global Ecologies

Postwachstumsgesellschaft und Transformation der Energieversorgung sind nur zwei der Schlagwörter, die aktuell den Diskurs um Nachhaltige Entwicklung in Deutschland prägen. In einem globalen Kontext spielen der Verlust an Biodiversität und soziale Fragen des Klimawandels eine zunehmend wichtige Rolle. In diesem Panel wird es darum gehen, den globalen Diskurs zu Gesellschaft und Natur kritisch zu reflektieren. Dabei werden sowohl ökofeministische wie neomarxistische, globalisierungskritische und sozialökologische Perspektiven vorgestellt.

IV. Workings of Capitalism

In diesem Panel geht es um eine kritische Analyse des Wandels von Arbeits- und Produktionsbedingungen in Zeiten von Neoliberalismus, Globalisierung und Finanzmarktökonomie. Themen des Panels werden die Analyse neuer Formen der (Selbst) Ausbeutung, der Überlastung und Entfremdung in Folge der Subjektivierung und Prekarisierung von Arbeit sein. Der globale Blick legt eine vergleichende Analyse des Wandels von Arbeits- und Produktionsbedingungen in Nord und Süd, in Ost und West wie auch ihrer Zusammenhänge in Form globaler Wertschöpfungsketten und *care chains* nahe.

Aktuelle Informationen finden Sie unter [https://guidewriters.com/Goethe-Universität Frankfurt/832-100_Jahre_Goethe-Uni/75659-Tagung:_Critical_Sociology](https://guidewriters.com/Goethe-Universität_Frankfurt/832-100_Jahre_Goethe-Uni/75659-Tagung:_Critical_Sociology)

Kontexte

Gemeinsamer Kongress der Deutschen Gesellschaft für Medizinische Psychologie und der Deutschen Gesellschaft für Medizinische Soziologie vom 17. bis 20. September 2014 an der Universität Greifswald

Mit diesem Leitthema verbinden sich für die Soziologie im Allgemeinen und die Medizinische Soziologie im Speziellen ganz wesentliche Forschungsfragen. Die Soziologie hat sich bereits sehr früh mit der Frage beschäftigt, ob soziale Kontexte (z.B. das soziale Umfeld) »ein Eigenleben führen«, ob also »das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile«. Diese Frage ist von der Sozialepidemiologie mit der Unterscheidung zwischen kompositionalen und kontextuellen Effekten z.B. bei der Untersuchung der gesundheitlichen Auswirkungen des sozialen Kapitals aufgegriffen worden. Auch in der Versorgungsforschung ist die Berücksichtigung von Kontexten wesentlich, da hier die Untersuchung der Versorgungsrealität unter Alltagsbedingungen, d.h. auch unter Berücksichtigung relevanter Kontexte im Vordergrund steht.

Kontexte – der Titel des Kongresses verweist auf ein Gemeinsames von Medizinischer Psychologie und Medizinischer Soziologie: das Denken in bio-psycho-sozialen Zusammenhängen. Es ermöglicht beispielsweise die Erfassung von Risikofaktoren für das Entstehen von Krankheit, die aus den

lebensweltlichen wie individuellen Voraussetzungen des Betroffenen stammen. Solche Kontextbedingungen sind nicht nur ätiologisch bedeutsam, sondern bestimmen auch das therapeutisch-interventionelle Handeln. So ist die Entwicklung präventiver Maßnahmen zur Gesundheitsförderung ohne Kontextberücksichtigung nicht denkbar. Auch in der Lehre bemühen sich beide Fächer um die Kontexterfassung. Anamnese und partizipative Entscheidungsfindung als Kernelemente der ärztlichen Gesprächsführung, die in der Medizinischen Psychologie vermittelt wird, sind ein gutes Beispiel hierfür.

Kontexte – im Bereich der Forschung ist das Herstellen von Zusammenhängen essentiell. Es verhindert eine Fragmentierung von Wissen mit ihren Folgen, dass Alles von Nichts gewusst wird. Um dem entgegenzuwirken, braucht es den kollegialen Austausch gerade und vor allem in unseren Fächern. Speziell die Medizinische Psychologie ist gekennzeichnet durch eine sehr lebendige und heterogene Forschungslandschaft, die Wissen aus verschiedenen Perspektiven und auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen generiert. Im gemeinsamen Diskurs ist es möglich, Ergebnisse miteinander zu verknüpfen und wechselseitige Bezüge herzustellen. Die Kontextualisierung von Forschungsergebnissen schafft neue Erkenntnisse und sicher Anregungen für neue und spannende Forschungsthemen.

Die gemeinsamen Kongresse der beiden Fachgesellschaften finden seit einigen Jahren regelmäßig im zweijährigen Rhythmus statt. Diese Kongresse haben immer wieder deutlich gemacht, dass aus den sich ergänzenden Perspektiven der Medizinischen Soziologie und der Medizinischen Psychologie interessante und fruchtbare Diskussionen entstehen.

Aktuelle Informationen finden Sie auf der Kongresshomepage unter www2.medizin.uni-greifswald.de/medpsych/index.php?id=502

Klaus Lichtblau**Ein vergessener soziologischer Klassiker**

Franz Oppenheimer (1864 – 1943) war ein zu seiner Zeit berühmter Nationalökonom und Soziologe. Er hatte von 1919 bis 1929 in Frankfurt am Main die erste ordentliche soziologische Professur an einer deutschen Universität wahrgenommen. Nach seinem medizinischen Studium in Berlin war er für längere Zeit als Arzt tätig und wandte sich anschließend nationalökonomischen und soziologischen Forschungen zu. Er verkehrte in seiner Jugend im *Friedrichshagener Dichterkreis* in Berlin und war seit 1903 ein führendes Mitglied der zionistischen Bewegung, der er als nationalökonomischer Berater bei der Gründung von Siedlungsgenossenschaften in Palästina zur Verfügung stand. Oppenheimer war auch in Deutschland an der Gründung von verschiedenen landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften beteiligt, von der er sich als liberaler Sozialist und Vordenker der sozialen Marktwirtschaft vermittels einer »inneren Kolonisation« die Lösung der sozialen Frage seiner Zeit erhofft hatte. Ende 1938 emigrierte er zunächst nach Japan und China. Anschließend ging er in die USA, wo er 1943 verarmt in Los Angeles verstarb.

Franz Oppenheimer (1864 – 1943) was a famous economist and sociologist of his time. In Germany, he was the first chairholder of a regular professorship in sociology (at the University of Frankfurt am Main between 1919 and 1929). Having studied medicine first, he worked for years as a physician in Berlin, until he finally turned to economics and sociology. In his youth he was a member of the *Friedrichshagener Dichterkreis* (a Berlin-based poetry circle) and since 1903 he was part of the Zionist movement and organised, as an economic advisor, the foundation and creation of the first Jewish settlements in Palestine. Following his ideas for the resolution of the social question, he tended to »inner colonisation« and established various agrarian settlements in Germany. Backbone for these activities was his concept of »Liberal Socialism« which identifies him as a mentor of the social market economy. Late 1938 he emigrated first to Japan then China and at last to the USA where he died impoverished in Los Angeles.

Frank Meier, Uwe Schimank**Cluster-Building and the Transformation of the University**

Eine der bemerkenswerten neueren Veränderungen von Universitäten in vielen westlichen Ländern besteht in Bemühungen, Forschungscluster, »kritische Massen«, Zentren etc. zu errichten. In diesem Beitrag wollen wir die enge Verbindung zwischen Cluster-Bildung auf der einen Seite und zwei weiteren neueren Transformationen des Hochschulsystems untersuchen: Die entstehende *Actorhood*, die sich nicht zuletzt in der Stärkung von Hochschulleitungen manifestiert, und die an letztere adressierte Erwartung, Profilbildung an ihren Universitäten voranzutreiben.

Wir beginnen mit einer Beschreibung dessen, was wir unter Clustern verstehen. Anschließend fragen wir im Hinblick auf Forscherinnen und Forscher einerseits und Hochschulleitungen andererseits, warum sich einige von den ersteren und die letzteren für Cluster-Bildung interessieren, während andere der erstgenannten Gruppe sie ablehnen. Danach betrachten wir das Zusammenspiel von top-down und bottom-up-Aktivitäten. Hier unterscheiden wir zwischen der Errichtung neuer Cluster und dem Umgang mit bestehenden. So folgen wir dem Lebenszyklus eines Clusters vom Anfang bis zum Ende.

One of the noticeable recent changes of universities in many Western countries consists in efforts to establish research clusters, »critical masses«, centers etc. In this paper we want to explore the tight connection between cluster-building, on the one hand, and two other recent transformations of the university system: the emerging actorhood of universities which manifests itself mainly in the strengthening of university leadership, and the expectation directed at university leadership that it should promote profile-building of its university.

We start with a descriptive exposition of what is meant by clusters. Then we ask with respect to researchers, on the one hand, and university leadership, on the other, why the latter and some of the former have got interested in cluster-building whereas others of the former oppose. After that we take a look at the interplay of top-down and bottom-up activities involved in cluster-building. Here we distinguish the creation of a new cluster from the handling of an existing one. In this way we follow the life-cycle of a cluster from its beginning to its end.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen:

Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17). Bei *zwei Autor/innen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr Autor/innen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Bei *wiederholter Zitierung* ein und derselben Quelle Literaturhinweis wiederholen, nicht Abkürzungen wie »a.a.O.« benutzen.

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Auf die Angabe von *online-Quellen* im Text sollte nach Möglichkeit verzichtet werden. Ist dies unvermeidlich, bitte URL mit Datum des Aufrufs in einer Fußnote angeben: <http://www.sueddeutsche.de/wissen/artikel/625/56569>, 23. Juni 2007

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen allenamentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: von Lehn, D., Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Online-Quellen: Berger, R., Hammer, R. 2007: Links oder rechts; das ist hier die Frage. Eine spieltheoretische Analyse von Elfmeterschüssen mit Bundesligadaten. Arbeitsbericht des Instituts für Soziologie der Universität Leipzig Nr. 47, http://www2.uni-leipzig.de/~sozio/content/site/a_berichte/47.pdf (letzter Aufruf 23. Juni 2007).

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Speichern Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx und schicken Sie die Datei **per E-Mail** an die Redaktion der Soziologie.



Michael Beetz / Michael Corsten / Hartmut Rosa / Torsten Winkler

Was bewegt Deutschland?

Sozialmoralische Landkarten engagierter und distanzierter Bürger in Ost- und Westdeutschland

2014, 394 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-2920)

Was Deutschland bewegt, das sind Krisen und Innovationen, das sind Wirtschaftsentwicklungen und Regierungsprogramme, und das sind Medienevents und Katastrophen. Was aber treibt uns Deutsche wirklich an? Wie reagieren wir auf sozialen Wandel? Diese Studie beschreibt neue Wege und vergleicht die Lebensansichten engagierter und disengagierter Bürger in Deutschland.



Axel Groenemeyer / Dagmar Hoffmann (Hrsg.)

Jugend als soziales Problem – Probleme der Jugend?

Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen

Jugendforschung, 2013, 398 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-2460)

Der Band beschäftigt sich mit dem sozialen Phänomen Jugend in Zeiten des sozialen und kulturellen Wandels sowie der Wahrnehmung und Diskussion sozialer Probleme, die mit dem Aufwachsen in der Gegenwartsgesellschaft verbunden werden.



Klaus Hurrelmann / Matthias Richter

Gesundheits- und Medizinsoziologie

Eine Einführung in sozialwissenschaftliche Gesundheitsforschung

Grundlagentexte Soziologie, 8. überarbeitete Auflage 2013
256 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-2605)

In diesem Band werden sozialwissenschaftliche Theorien vorgestellt, die sich mit Gesundheit und Krankheit beschäftigen. Die Theorien konzentrieren sich auf die Wechselbeziehungen zwischen Belastung, Bewältigung und Gesundheit.

Aktuelle Neuerscheinungen

Barbara Kuchler

Kriege

Eine Gesellschaftstheorie
gewaltsamer Konflikte

2013. 413 Seiten. ISBN 978-3-593-39978-2

Wir wissen heute viel über die Umstände einzelner Kriege. Aber eine umfassende Einordnung von Kriegen in die Gesellschaft, in der sie stattfinden, steht noch aus. Auf der Basis der soziologischen Gesellschaftstheorie analysiert Barbara Kuchler Zusammenhänge zwischen Kriegeformen und gesellschaftlichen Differenzierungsformen seit der Antike bis heute. Sie arbeitet dabei das typische Profil moderner Kriege heraus, das sich zwischen »alten« und »neuen«, regulären und irregulären Kriegen beobachten lässt.

»Die Autorin geht grundlegenden Fragen nach, um die Rolle des Krieges in der Gesellschaft bestimmen zu können - mit wertvollen Ergebnissen, die überraschen dürften.« FAZ

Stefan Kühl

Die Internationale der Rassisten

Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert

2. überarbeitete Auflage, 2014. 401 Seiten.
ISBN 978-3-593-39986-7

In diesem Standardwerk zeichnet Stefan Kühl die Entwicklung der internationalen wissenschaftlichen Bewegung von Eugenikern und Rassenhygienikern im 20. Jahrhundert nach. Darüber hinaus beleuchtet er ihren Einfluss nach 1945 auf die Etablierung der Humangenetik und der Bevölkerungswissenschaft. Und noch heute lassen sich Spuren des Diskurses auffinden.

»Kühl ist einer der wenigen Forscher, der Rassenhygiene und Eugenik in einem internationalen Kontext betrachten und dabei weit über die Zeitspanne 1933 bis 1945 hinausgehen. Ein eindrucksvolles, leidenschaftlich geschriebenes Buch.«

Robert N. Proctor, Stanford University



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinungen

Martin Kronauer,
Walter Siebel (Hg.)

Polarisierte Städte

Soziale Ungleichheit als Herausforderung für die Stadtpolitik

2013. 351 Seiten. ISBN 978-3-593-39974-4

Die Sozialstruktur in den entwickelten westlichen Ländern polarisiert sich zunehmend, so auch in Deutschland. Vor diesem Hintergrund behandelt der Band die wachsende soziale Ungleichheit in den Städten und deren Folgen für die sozialräumliche Struktur der Stadt. Dem stehen kulturelle, politische und ökonomische Potenziale gegenüber, auf die die gegenwärtige und zukünftige Stadtpolitik zurückgreifen kann: etwa die Rekommunalisierung privatisierter Dienste oder die Entwicklung in benachteiligten Quartieren, hier besonders die Schulpolitik. Die Beiträge – bezogen auf deutsche, europäische sowie amerikanische Städte und Politikansätze – bündeln die Fragen der aktuellen Stadtforschung und Stadtpolitik.

Clemens Zimmermann (Hg.)

Industrial Cities

History and Future

2013. 368 Seiten. Gebunden. 50 Abb.
ISBN 978-3-593-39914-0

Ob Birmingham, Rotterdam oder Wolfsburg: Industriestädte haben nicht nur völlig unterschiedliche Gesichter, sie unterliegen auch einem bemerkenswerten zeitlichen Wandel. Die Autoren behandeln die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Industriestadt als europäisches Phänomen. Aus soziologischer, historischer, geografischer und medialer Perspektive erörtern sie unterschiedliche historische Modelle und Typen von Industriestädten im 19. und 20. Jahrhundert, diskutieren die Frage nach der Zukunft von monostrukturellen Industriestädten sowie mediale Repräsentationsformen industrialisierter Städte.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinungen

Michael Corsten,
Michael Kauppert (Hg.)
**Der Mensch - nach Rücksprache
mit der Soziologie**

2013. 320 Seiten. ISBN 978-3-593-39893-8

Der Mensch ist ein soziales Wesen, das in Beziehungen zu anderen Menschen lebt. Diese alteuropäische Denkvoraussetzung hat den Menschen aus dem Fokus der Soziologie gerückt. Denn es ist nicht der Mensch, es sind die sozialen Beziehungen, für die sie sich interessiert. Doch hat sich damit bereits die Frage nach dem Menschen für die Soziologie erledigt? Die Autorinnen und Autoren des Bandes diskutieren aus unterschiedlichen Perspektiven die Relevanz anthropologischer Annahmen für die gegenwärtige Soziologie.

Mit Beiträgen von: Eva Barlösius, Ulrich Bröckling, Christoph Deutschmann, Joachim Fischer, Hans-Joachim Giegel, Sabine Hark, Gesa Lindemann, Jochen Mayerl, Roland Reichenbach, Rudi Schmidt

Thomas Lemke
Die Natur in der Soziologie
Gesellschaftliche Voraussetzungen
und Folgen biotechnologischen
Wissens

2013. 205 Seiten. ISBN 978-3-593-39862-4

In den vergangenen Jahren haben sozialwissenschaftliche Analysen der Voraussetzungen und Folgen biowissenschaftlichen Wissens und biotechnologischer Innovationen große Resonanz erfahren. Die »Social Studies of Biomedicine and Biotechnologies« sind mittlerweile ein äußerst produktiver und schnell wachsender Forschungszweig – allerdings nicht in Deutschland. An dieser Forschungslücke setzt der Band von Thomas Lemke an. Er macht die internationale Diskussion für die deutschsprachigen Sozialwissenschaften zugänglich und nimmt eine eigenständige Positionierung innerhalb des Forschungsfelds vor.



campus.de

campus

Frankfurt. New York